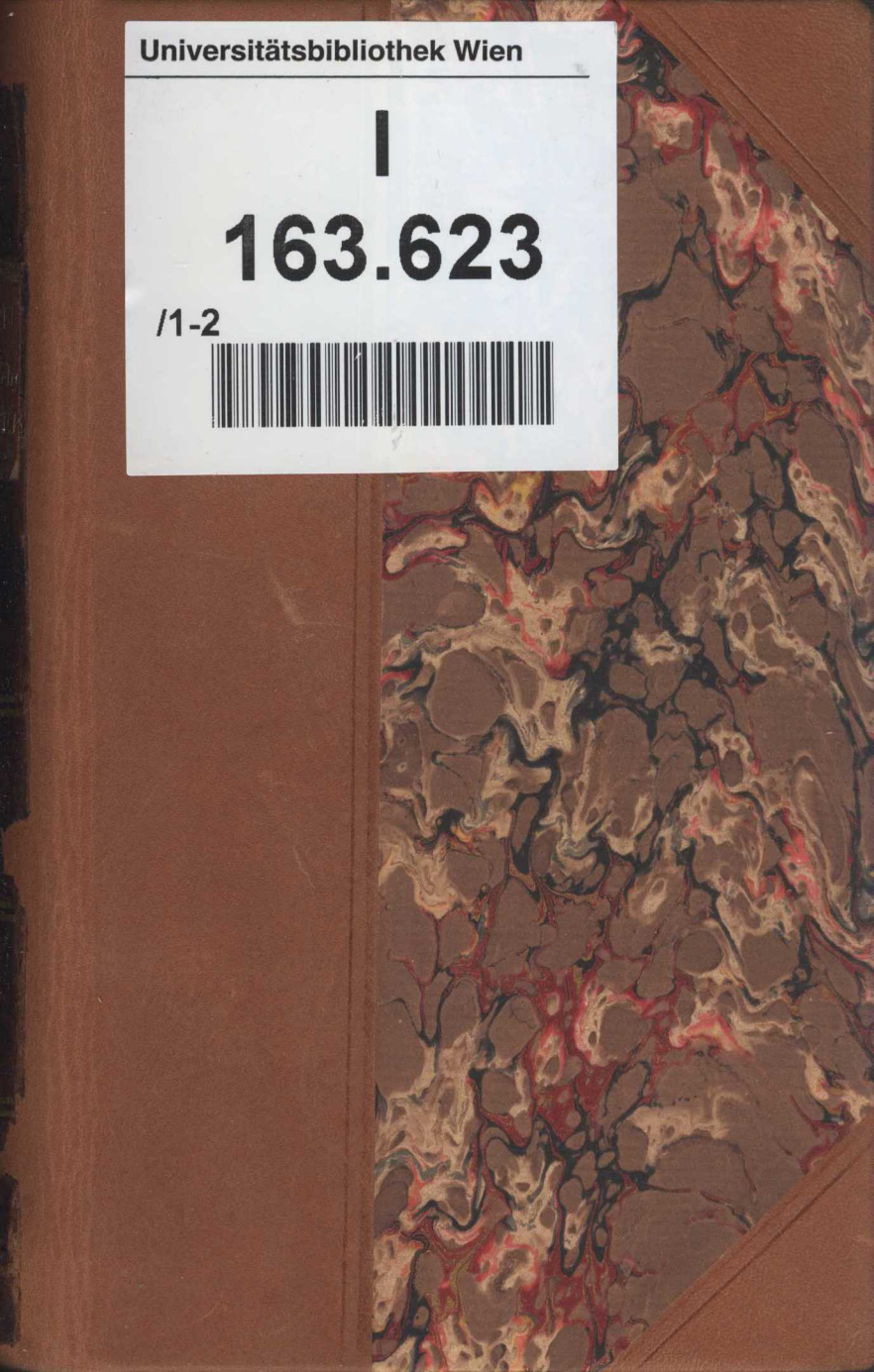
Universitätsbibliothek Wien

I

163.623

/1-2



Historisch = biographische

Bibliothek

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

oder

interessante geschichtliche Darstellungen und Lebens=beschreibungen merkwürdiger Männer und Frauen.

Zur

Belehrung und Charakter = Veredlung

Deutscher Söhne und Töchter.

Herausgegeben

von

Gutmann.

Zweytes Bändchen.

Wien 1817.

Im Verlage bey Anton Doll.

VINDOBONENSIS.
BIBLIOTHECA UNIVERSIT.

I.

Das blinde Fräulein Therese von Paradies in Wien.

Sehr oft hört man von Menschen, die in Kenntnissen, so wie im Guten, keine bemerkbaren Fortschritte machen, die Entschuldigung: „das übersteigt meine Kräfte!“ — „das kann ich nicht, — das ist mir unmöglich!“ Gewöhnlich ist es Mangel an gutem Willen, an der nöthigen Anstrengung und der gehörigen Beharrlichkeit, was ihr Fortschreiten hindert. Wie viel der Mensch vermöge, beweiset unter andern auch die Geschichte mancher Blinden, die trotz der ungünstigen Lage, in der sie sich in Rücksicht ihrer Bildung befanden, sich dennoch einen hohen Grad von Cultur zu verschaffen wußten. So brachte es z. B. der blinde Saunderson, ein Engländer, so weit, daß er über die höhere Rechen- und Meßkunst, so wie über Naturlehre Vorlesungen hielt; der blinde Dr. Heinrich Moyes besaß große Kenntnisse in der Mathematik, Musik und Chemie, und der blinde John

Metcalf war Baumeister und Aufseher der Straßen in England. Das Fräulein Maria Theresia Paradies, Tochter des verstorbenen Regierungsrathes und Consistorialpräsidenten Paradies in Wien, ist ein noch lebender Beweis, wie viel der Mensch durch Anstrengung und Beharrlichkeit selbst dann vermag, wann ihm einer jener Sinne fehlt, die zu unsrer geistigen Bildung fast unentbehrlich zu seyn scheinen. Ein fleißiger Beobachter dieses Fräuleins, der einsichtsvolle Dr. M. Wagner in Wien, hat bereits vor mehreren Jahren einen sehr lesenswerthen Bericht über dasselbe in einer seiner Schriften abdrucken lassen. Nicht ohne Vergnügen werden die Leser dieser Bibliothek Einiges daraus lesen.

Das noch lebende Fräulein Paradies trat mit unverletzten Sinneswerkzeugen auf die Welt, so erzählt Herr Dr. Wagner. Ihre hellen, großen braunen Augen ließen ihre rechtschaffenen Aeltern das Unglück nicht ahnden, welches ihnen so nahe lag. Die ersten körperlichen Kräfte des Kindes fingen an sich zu entwickeln; sie lernte lallen und gehen. Sie lief endlich in allen Zimmern herum, und unterhielt sich mit Spielereyen. Eines Tages bemerkte die Mutter plötzlich, daß das Kind, welches damahls nicht über drittehalb Jahre alt war, an verschiedene Ge-

genstände anstieß. Allein sie hielt dieses Anstoßen für die Folge der Unachtsamkeit, und ermahnte dasselbe, sich mehr in Acht zu nehmen und aufzumerken. Das Kind versetzte zwar darauf, daß es nichts sehe, aber man hielt diese Antwort für eine bloße Entschuldigung der Ungeschicklichkeit und für leere Ausflucht. Da man aber indessen die vermeintliche Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit öfters bemerkte, wurde man aufmerksamer auf alles. Man hielt dem Kinde verschiedene Sachen vor, und da es bey seiner Behauptung, daß es nichts sehe, verblieb, so versprach man ihm kleine Geschenke zu geben, wenn es sagen würde, was man ihm vorhielte. Um das Versprochene zu erhalten, griff dasselbe mit den Händen nach dem Gegenstande, und suchte ihn durch das Gefühl zu erkennen. Nun gingen den Aeltern die Augen auf Ein Mahl auf, und sie waren von der Blindheit ihres Kindes überzeugt. Es ist leicht zu erachten, daß sie keine Mühe und Kosten gespart haben werden, um dem unglücklichen Kinde das Gesicht wieder zu verschaffen. Die meisten Aerzte erklärten die Krankheit für eine Folge des Nervenschlags, der die Sehnerven getroffen hätte. Bis zu dem sechzehnten Jahre des Fräuleins wurde alles Mögliche versucht, um dieses Übel zu heben, aber ohne den mindesten Erfolg.

Gleich vom Anfang wurde das Fräulein Paradies, in Rücksicht ihrer Bildung, wie eine Sehende behandelt, und man war immer darauf bedacht, sowohl ihr Herz als auch ihren Verstand gehörig zu bilden, und den Trieb zur Thätigkeit durch allerley ihrem jedesmahligen Alter angemessene Arbeiten zu unterhalten. Ihr lebhafter und thätiger Geist und ihre große Wißbegierde gaben den aufmerksamen Aeltern die Mittel an die Hand sie nach und nach zu vervollkommnen. Schon als ein Kind von fünf Jahren hörte sie mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn man ihr etwas vorlas. Sie hatte überdieß vielen Umgang mit andern Kindern, mit denen sie stets wetteiferte, und deren Anführerinn und Rathgeberinn sie öfters abgab. Als eines dieser Kinder das Clavier spielen lernte, hörte sie demselben sorgfältig zu, und bemühte sich, die Stücke, welche sie spielen hörte, nachzuspielen. Dieß brachte die Aeltern auf den Gedanken, ihrer wißbegierigen Tochter, welche damahls acht Jahre alt war, ein Clavier anzuschaffen, und ihr den Sohn eines Schulmeisters, der ein wenig klimperte, einstweilen zum Lehrer zu geben. In der ersten Unterrichtsstunde kannte sie schon alle Tasten, und in der dritten lernte sie eine Menuet spielen. Hat sie dieß gelernt, sagte ihr Vater, so lernt sie auch mehr, und ließ

sie in der Musik fortfahren. Nach einen Monate spielte sie schon ein kleines Concert. Da sie nun anfing, ihren bisherigen Meister zu übertreffen, so bekam sie einen andern Lehrer in der Musik, Nahmens Fuchs, welchem sie vieles verdankte. Darauf erhielt sie einen Flügel, und bekam Herrn Richter zum Lehrmeister, bey welchem sie die Geschwindigkeit im Spielen lernte. Sie spielte Concerte von Bach und allen großen Meistern jener Zeit. Auch die Orgel spielte sie mit großer Fertigkeit, und ließ sich bey allerley Gelegenheiten und in den meisten Kirchen der Stadt und in den Vorstädten Wiens hören. Die Kaiserinn Maria Theresia gab ihr, aus eigenem Antrieb, eine Pension von 200 Gulden.

Hierauf wurde der k. k. Kapellmeister Herr Kozeluch ihr Lehrer, dem sie ihren Geschmack in der Musik verdankt. In der Folge lernte sie von Herrn Righini und dem k. k. Kapellmeister Salieri singen, was sie jedoch mehr als eine Nebensache behandelte. In der Composition erhielt sie Unterricht von Herrn Kapellmeister Friebert.

Sie ließ sich auf ihren Reisen in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und England auf dem Forte-Piano hören, und erhielt überall Beyfall. Die von ihr componirten Lieder, Balla-

den, Cantaten und Opern haben viele Vorzüge. Sie schildert darin die Leidenschaften schön, wahr und rührend. Wenn sie ein Stück componirt hat, so singt und spielt sie es auf dem Forte-Piano, und diktirt es Takt für Takt einem Musikverständigen, der es dann aufschreibt. Um die Stücke anderer Meister zu lernen, läßt sie sich dieselben entweder auf dem Forte-Piano oder auf der Violin vorspielen, und das Gehör ersetzt ihr die Augen. Sie faßt alles sehr leicht, und lernet auf diese Art, ohne viele Mühe, in kurzer Zeit die schwersten Stücke. Da sie nun so viele Concerte, Sonaten u. s. w. von verschiedenen Meistern spielt, so muß sie, um selbige im Gedächtnisse zu erhalten, täglich eine gewisse Anzahl von ihnen durchspielen, und sie hat mehrere Wochen mit der Wiederhohlung zu thun, bis sie mit allen fremden und eigenen Stücken fertig ist. Vor einigen Jahren lernte sie auch die Guitarre spielen. Nebst diesem gibt sie noch einigen jungen Freundinnen Unterricht, welches ihre täglichen Beschäftigungen vermehrt. Besonders verdient angemerkt zu werden, daß sie vor einigen Jahren ein junges gesichtsloses Frauenzimmer in der Musik unterrichtete. Sie wurde nehmlich in einem Hause bekannt, wo eine Familie mit sechs Kindern schwer zu leben hatte. Unter diesen befand sich

ein blindes Mädchen von sechzehn Jahren, welches ohne allen Unterricht aufgewachsen, ganz unbehülflich, unwissend, unthätig und folglich sehr unglücklich war. Das harte Schicksal dieses Mädchens ging ihr zu Herzen, und sie erboth sich, für ihre Bildung zu sorgen. Aber welche Riesenarbeit! Dieses Mädchen war beynahe nichts mehr als der roheste Naturmensch, und durch das Bewußtseyn einer gänzlichen Ohnmacht niedergeschlagen. Weinen war ihre tägliche Beschäftigung, und Muthlosigkeit der stärkste Zug in ihrer Gemüthsart. — Fräulein Paradies suchte daher zuerst den Muth dieser Person aufzurichten, und ermahnte sie, ihre Kräfte zu sammeln, sich aufzuheitern, und an ihr selbst ein Beyspiel zu nehmen. Sie stellte ihr vor, sie würde in der Folge überzeugt werden, daß man auch ohne das Licht der Augen die Welt genießen, und glücklich seyn könne. Der Erfolg rechtfertigte diese Hoffnung, und das Mädchen fing wirklich an, das Leben, welches sie zu verabscheuen schien, angenehmer zu finden. Und weil das Unangenehme und das Unglück bey den Gesichtslosen zum Theil auch daher zu kommen scheint, daß sie sich wenig beschäftigen, so suchte das Fräulein Paradies ihre gesichtlose Schülerinn möglichst zu beschäftigen. Sie lehrte ihr das Stricken, die Karten kennen, und

ließ sie auch im Spielen unterrichten. Vom Clavierspielen hatte diese Person nicht den geringsten Begriff, und war so außerordentlich ungeschickt mit Händen und Fingern, daß außer einer Paradies, die gewohnt ist, jeder Schwierigkeit Troß zu bieten, sich schwerlich ein Meister gefunden haben würde, welcher nicht die Geduld verloren hätte, und an der Möglichkeit, sie zu unterrichten, verzweifelt wäre. Nach einiger Zeit spielte dieselbe schon Sonaten und Concerte.

Obgleich die Musik eine Lieblingsbeschäftigung des Fräuleins Paradies ausmacht, so setzt sie doch weder ihrem Fleiße noch ihrer Geschicklichkeit in andern Kenntnissen Grenzen. Sie strickt gut, in ihrer Jugend machte sie auch Spitzen, rechnet mit großer Fertigkeit, und hat auch in der Geometrie große Fortschritte gemacht. In der Jugend war Geographie eines ihrer Lieblingsstudien. Ihre Landcharten sind auf Leinwand geklebt, die Grenzen und Flüsse hat man auf demselben mit feinem Drahte und seidenen Schnüren, das Meer mit darauf geleimtem Sand, und die Städte, nach Verhältniß ihrer Größe, mit verschiedenen Perlen bezeichnet, welche daran geheftet sind.

Um andern ihre Gedanken schriftlich mitzutheilen, bediente sie sich ehedem einer kleinen Handpresse, vermittelst welcher sie alles und zwar or-

thographisch richtig abdruckte. Auf diese Art correspondirte sie vor ihrer Reise mit mehrern Personen, besonders aber mit ihrem blinden und sehr geschickten Freunde, Herrn Weissenburg in Mannheim, mit dem blinden Hofrath Pfeffel, mit der Frau von la Roche und mehrern andern. Da sich aber ihr Briefwechsel seit ihrer Rückkehr von Reisen sehr erweitert hat, so gab sie das Drucken ihrer Briefe auf, weil es ihr zu viel Zeit kostete, und wählte dafür das geschwindere Dictiren.

Der Tanz gehört zu ihren Lieblingsvergnügungen. Sie tanzt nicht nur Deutsch, sondern auch Menuet und Englisch, und spielt alle Kartenspiele, am liebsten aber L'ombre und Whist. Die Kennzeichen, an welchen sie die Karten erkennt, sind zwey bis drey Nadelstiche. Die Mitspielenden sprechen, was sie spielen, laut aus, und sie gibt ihre Karten so geschwind hin, als jeder andere. Auch schiebt sie gerne Kegel, bey welchem Spiele sie im Durchschnitte mehr gewinnt als verliert.

Da sich die Gesichtslosen genöthigt finden, bey dem Mangel des Gesichts die übrigen Sinne, besonders das Gehör und das Gefühl, zu üben, so ist die Feinheit und Vollkommenheit dieser Sinne bey ihnen meistens größer als bey den Sehen-

den. Es gibt Gesichtslose, welche mit Hülfe des Gefühls Farben von einander unterscheiden, und die echten Münzen von unechten abzusondern wissen. Bey andern ist die durch den ganzen Körper zerstreute Fühlbarkeit so groß, daß sie jede Veränderung der Atmosphäre und die Annäherung der Körper fühlen, und von ihrer Entfernung, Nähe, Größe, vermittelst der Einwirkung der Luft auf den Körper, und besonders auf die Gehörwerkzeuge, urtheilen können.

Wenn Fräulein Paradies nicht zerstreut und auf ihre Gefühle aufmerksam ist, so empfindet sie deutlich, wenn sie sich einem in ihrem Wege stehenden, besonders größeren Körper nähert. Sie geht im ganzen Hause wie ein Sehender herum. Wenn Sessel oder Tische, aus ihrer Ordnung gerückt, ihr im Wege stehen, so geschieht es zuweilen, daß sie an dieselben anstößt; aber selten wird sie an einen ihr im Wege stehenden Menschen stoßen, vornehmlich wenn er in ihrer Größe, oder noch größer ist. Beym Eintritt in ein fremdes Zimmer, in welchem sie nie war, erkennt sie, ob es groß, mittelmäßig, oder klein ist. Auch kann sie, wenn sie etwa in die Hälfte des Zimmers gekommen ist, bestimmen, ob dasselbe mehr lang oder mehr breit, oder ob es rund ist. — Wenn man sie auf der Straße führt, so merkt

sie leicht, wo eine Gasse an ihrer Seite herauskommt; das kann sie vermuthlich vermittelst des Luftzugs bestimmen, wie wohl sie es auch bey der größten Stille der Luft erkennt. Wenn sie im freyen Felde von ohngefähr bey einem Gebäude oder Garten vorbeygeführt wird, so entgehet nichts ihrer Aufmerksamkeit. Sie erkundigt sich, wem das Haus oder der Garten gehöre. Das Sonderbarste aber ist, daß sie erkennt, ob ein Garten mit Planken, Geländer oder Stacketen umgeben ist. Ein seltsames Beyspiel ihres feinen Gefühls erfuhr einer ihrer Freunde. Er führte sie auf einem Spaziergange im Grase, in der Entfernung von drey bis vier Schuhen, längs einer Allee hin. Man sprach vom Gefühl naher Gegenstände. Daß ich fühle, sagte sie, davon will ich Sie gleich überzeugen. Zu meiner Rechten stehen einzelne Bäume in gerader Linie; geben Sie mir ihr Stöckchen, damit ich hinüberreichen, und Ihnen jeden Baum zeigen kann. Wirklich schlug sie damit im Vorbeygehen auf jeden Stamm; zog jedesmahl die Hand wieder zurück, und so oft sie einem andern in die Nähe kam, streckte sie den Arm aus, und schlug darauf, so daß sie unter zwanzig Bäumen nicht Einen verfehlte.

Von dem Weltsystem hat sie einen klaren Begriff. Sie kennt den Lauf der Planeten, und

weiß, wie Sonnen- und Mondfinsterniſſe ſich ereignen.

Die Schönheit der äußerlichen Geſtalten beſtimmt ſie durch das Gefühl, und das Anfühlen der Statuen gewährt ihr ein großes Vergnügen. In dem Müllerſchen Kunſt-Cabinet und Antiken-Säal findet ſie daher außerordentliches Vergnügen, und es iſt zu verwundern, welche Bemerkungen ſie daſelbſt macht. Lachende, zornige, weinende, ſanfte und ruhige Geſichter kennt ſie auf der Stelle. Sie kann ſich gewiſſe Leidenſchaften und verzerrte Geſichter ſo klar und lebhaft vorſtellen, daß ſie ſich in ihrer Einbildung zuweilen Geſichter erſchafft, über die ſie ſelbſt laut auflachen muß; z. B. kleine, dickbackige Geſichter mit breiten aufgeſtutzten Naſen; lange, hohlbackige, neidiſche, geitzige, hochtrabende, aufgeblaſene, hochmüthige Geſichter. Auch drängen ſich ihr in melancholiſchen, ſtillen und einſamen Stunden zuweilen ſolche Geſichter auf, vor denen ſie ſich fürchtet. Dieß geſchah ihr, z. B. einmahl, als ſie mitten in einer Sommernacht in einem offenen Wagen mit zwey Freundinnen über Land fuhr. Dieſe ſchliefen, es herrſchte eine Todesſtille, und ihre Phantaſie fing an ihr Zauberſpiel zu treiben. Es dünkte ihr, es hüpfe ein kleines dickes Männchen mit breiten Lippen neben dem

Wagen her, und blöke die Zähne gegen sie. Es überfiel sie hierauf ein Schauer, und es kostete ihr viele Mühe, sich dieses Phantasiebildes zu entledigen.

Wie die Farben aussehen, weiß sie nicht, und wer könnte ihr wohl dieselben begreiflich machen? Sie ist aber zufrieden damit, daß sie sich aus Hörensagen gewisse Regeln des Schicklichen und Anständigen in Ansehung der Verbindung der Farben gemerkt hat, nach welchem sie im gemeinen Leben sehr wohl fortkommt. Sie weiß, z. B., das himmelblau, rosenroth, meergrün, Farben der Jugend sind, und vornehmlich die Blonden sehr gut kleiden, daß eine schwarze Kleidung dem Wuchse ein feineres Ansehen gibt als eine weiße. Auch wählt sie die Zeuge und Farben zu ihrer Kleidung selbst, und niemahls würde sie sich überreden lassen, ein Kleid zu nehmen, welches grün und gelb, schwarz und grün, oder grün und blau wäre. Ihr Kopfputz und ihre Kleidung sind ihre eigene Wahl, und sie hat ihre kleinen Eitelkeiten in diesem Punkte eben so gut, als jedes andere Frauenzimmer. Bey ihrer Toilette zieht sie ihr Gefühl sehr fleißig zu Rathe, und nennt scherzweise die Finger ihre zehn Augen oder ihren Spiegel. Ihre Verwandten und Freunde, welche mit ihr vielen Umgang pflegen, und

an ihre Handlungen gewohnt sind, vergessen sich oft, daß sie mit einer Blinden zu thun haben. Es ereignet sich oft, daß ihre Freunde sie über Gegenstände des Gesichts zu Rathe ziehen, z. B. beim Einkauf von Zeugen, Bändern, Blumen u. d. gl. Man zeigt ihr alles, und man ist nicht zufrieden, wenn ihr eine Sache mißfällt. Hier ist ein merkwürdiges Beyspiel dieser Täuschung. Einer ihrer Freunde, der sie fast täglich sieht, und welcher um seine Gesundheit sehr besorgt ist, und daher jede Kleinigkeit hoch aufnimmt, klagte einstens gegen sie über Augenschmerzen. Sie antwortete ihm mit angenommenem Ernste: Lassen Sie doch sehen, wie Ihre Augen aussehen. Er stellte sich vor sie hin; sie that, als wenn sie ihm scharf ins Gesicht sähe, schüttelte den Kopf und sagte: das glaube ich gerne, daß Sie Augenschmerzen haben! auf dem linken Auge ist ja ein weißes Fell. — Er schrie laut auf vor Schrecken, lief zum Spiegel, und wurde erst aus ihrem Lachen gewahr, daß er sich irre.

Eine immerwährende Beschäftigung ist die Folge der Thätigkeit ihres Geistes. Sie ist im Stande, indeß sie auf das Clavierspielen Acht gibt, zu stricken, Briefe zu dictiren, und sich zugleich frisiren zu lassen.

Ihre vorzüglichsten Unterhaltungen sind das Spazieren in angenehmen Gegenden, Lectüre, Theater und Musik. Sie weiß einer Gegend vor der andern den Vorzug zu geben, und kann aufs höchste entzückt werden, wenn sie durch ein Dorf fährt, wo sie den Gang einer Mühle, dreschen und andere ländliche Arbeiten hört. Nicht weniger ergetzt sie der Wohlgeruch der Feldblumen, die Weiche des Grases und das Geblöke des Viehes. Sie irrt daher mit Vergnügen in den Wäldern herum, wo sie das Rauschen der Bäume, den lieblichen Gesang der Vögel und das Rieseln der Bäche vernimmt. Am liebsten verweilt sie bey einem Wasserfalle. Sie erkennt durch das Gehör, ob sie sich bey einem Bache, Strom oder Fluß befindet. Das Lesen macht ihr so viel Freude, daß man sich bey ihr durch nichts mehr einschmeicheln kann, als wenn man ihr, während sie auf dem Claviere spielt, etwas Interessantes vorliest. Im Umgange mit vertrauten Freunden ist sie sehr lustig, und sie belebt gewöhnlich die Gesellschaften, welche aus ihren Freunden und näheren Bekannten bestehen. Große Staatsgesellschaften sind ihr unerträglich, machen sie mürrisch, und veranlassen in ihr das peinliche Gefühl der langen Weile. — Sie ist in vielen Stücken ihren Mitschwestern ein wahres Muster der Nachahmung.

II.

Phocion.

Eine Biographie

nach Guthry, Plutarch, Nepos und Barthelémy.

Wenn wahrhaft große Männer überhaupt in der Geschichte seltene und dafür desto wohlthätigere Erscheinungen sind, so gibt es doch gewisse Zeitperioden und Nationen, in welchen sie in größerer Zahl an dem historischen Firmamente, gleich Sternen erster Größe, unter der Schaar ihrer Zeitgenossen emporstrahlen, und durch ihren Glanz Licht über den Sternenhimmel ihrer Nation, und oft auch über die Nachwelt verbreiten. Durch Geisteskraft und Talente, durch mühselige Unternehmungen und Entbehrungen aller Art, durch flammende Liebe zum Vaterlande, oft unter tausend Aufopferungen, oft mit dem Verluste ihres Lebens, erwerben sie sich den Kranz der Unsterblichkeit.

Meist unter den gefahrvollsten Umständen einer Nation entwickeln sich Männer dieser Art. Mächtig erschallt die Stimme des am Abgrunde wankenden Vaterlandes. Die Zeiten der Noth entwickeln die Kraft, rufen, gleich elektrischen Funken, das Genie aus seinem Dunkel hervor, und reißen zu großen Thaten hin. War es nicht der Überfall Persiens, welcher in Griechenland einen Leonidas und Miltiades aus seinem Schlummer weckte, einen Aristides und Themistocles zu der angespanntesten Kraftäußerung anflammte, einen Thrasybul zur Rettung seiner Vaterstadt Muth und Stärke genug einflößte? War es nicht die treulose Politik Spartas, die einen Pelopidas und Epaminondas zu ihren unsterblichen Thaten hervorrief? Lebte nicht Sokrates unter dem Drucke der dreyßig Tyrannen? Waren es nicht die gefahrvollsten Zeiten Roms, in welchen Fabius, Manlius, Camillus, die Scipionen, und so viele andere Helden Roms ihre Stirnen mit unsterblichen Lorbeern schmückten? Sie sind gestorben, ihre Gebeine sind längst verschwunden, oft wissen wir nicht den Ort und die Zeit, wo ihre große Seelen ihre welken Hüllen zurückließen; aber ihr Ruhm ist ewig, und das Andenken an ihre Ver-

dienste dauert durch alle Zeiten, und erhält sich bey allen Nationen.

Einen dieser seltenen Männer rufen wir aus seiner Asche hervor, um besonders die für Geistesgröße empfängliche Jugend zur Bewunderung seiner erhabenen Denkart, seines Heldensinnes, seiner großen Thaten, und, wo möglich, zur Nachahmung seiner Tugenden, seiner Uneigennützigkeit, seiner Wahrheitsliebe, seines Patriotism und seiner Standhaftigkeit bis in den Tod aufzufordern. Ein langes Leben führte er in den gefahrvollesten Zeiten Athens; ein Geistesverwandter des strengen Cato, leitete er als Feldherr und Staatsmann das Ruder in seiner, von inneren Partheyen zerrütteten, von einem mächtigen Könige angefeindeten und überlisteten Vaterstadt; viele Triumphe schmückten ihn; einen schöneren Kranz gab ihm der Beynahme des Guten; gleich groß erschien er in dem Felde als Heerführer und in dem Bürgerkleide, noch größer als ein unschuldiges Opfer bey seinem Tode. Von den Zeiten des weisen Plato an, dessen Lehren er benutzte, bis nach dem frühen Hintritte des großen Alexander lebte er, immer sich gleich in seinen Gesinnungen, seinen Staatsmaximen. In kriegerischen Unternehmungen wetteiferte er mit Epaminondas, die Todesart theilte er mit Sokrates.

Nur das unruhige Zeitalter, in welches sein Leben fiel, nur der gesunkene Ruhm Athens, dem er bey allen seinen Bemühungen nicht mehr im Stande war, aufzuhelfen, verdunkelt in etwas seinen Nahmen. Mit ihm starb Griechenlands Größe, wie schon in seinem Leben Griechenlands Freyheit gestorben war. Noch in seinem achtzigsten Jahre thätig für das Wohl seiner Vaterstadt, geachtet und geehrt von Fürsten, und desto mehr wegen seiner Wahrheitsliebe seinen Mitbürgern verhaßt, starb er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, wie Sokrates! Wie nach dem Tode des letztern, suchte das wankelmüthige, von jedem Winde der Demagogen getriebene Volk Athens seine Manen zu versöhnen; aber vergebens rief es ihn aus seinem Grabe hervor; vergebens strafte es seine Ankläger mit dem Tode. Er war nicht mehr.

Dieser seltene Mann war Phocion. Mit Recht können wir ihn der Reihe der edelsten Griechen, und wohl auch der edelsten Männer aller Zeiten beyzählen! Gehen wir seine Thaten im Krieg und Frieden durch, betrachten wir die Zeiten, in welchen er lebte: so begrüßen wir ihn mit Recht als den letzten hellen Stern Griechenlands. Wie durch einen Fehlgriff schien ihn das Schicksal aus dem besseren Zeitalter des Aristides und Cimon, der schönen Periode von Athens männli-

cher Tugend, in die beklagenswerthen Zeiten der Üppigkeit, der Selbstsucht und der Trägheit versetzt zu haben. Er war jenes besseren Zeitalters werth. Er lachte nie, und weinte nie, weil seine Seele über diese Gemüthsbewegungen erhaben war; aber sein Nahme war der Nahme der Tugend selbst. Wie groß er in seinem Leben, wie weit größer er in seinem Tode war, das haben wir nun in einer kurzen Biographie noch weiter zu erzählen.

Seine Abstammung ist zwar nicht genau bekannt; aber doch muß er aus keiner verächtlichen oder unansehnlichen Familie entsprossen seyn. Sein Gegner Glaucipp würde sonst in seiner Rede, worin er tausend Dinge zu Phocions Beschimpfung anführt, seine geringe Herkunft nicht übergangen, und Phocion würde keine so anständige und weise Erziehung genossen haben. Denn noch als Knabe hörte er den Plato, benutzte hernach den Unterricht des Xenokrates in der Akademie, und bildete sich von Jugend auf nach dem Muster der vorzüglichsten Männer. Doch bey wahrhaft großen Männern kommt es ja nicht auf ihre Herkunft an. Mag immer Sokrates der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme gewesen seyn. Wir fragen bey solchen Männern nicht: wer war sein Vater, seine Mutter? Wir

fragen hier: was war er, und wie erwarb er sich den Lorbeerkranz des Verdienstes?

Die Grundsätze der Akademie leiteten Phocions ganzes folgende Leben. Bey ihm war Ernst mit Menschenfreundlichkeit, Vorsicht mit Herzhaftigkeit, Sorgfalt für andere mit Furchtlosigkeit für sich selbst, Vermeidung alles Unanständigen mit strenger Gerechtigkeitsliebe, Gefälligkeit mit Wahrhaftigkeit im schönsten Vereine. Nie sah man ihn in einer öffentlichen Badstube erscheinen, nie seine Hand aus dem Mantel hervorstrecken, wenn er ja einen Mantel um sich hatte. Auf Reisen und bey Feldzügen gebrauchte er weder Schuhe, noch Mantel, wenn nicht eine sehr strenge Kälte war. Darum hielten es die Soldaten im Scherze für ein Zeichen eines strengen Winters, wenn Phocion einen Mantel und Schuhe anhatte.

So gefällig und menschenfreundlich sein Charakter war, so mürrisch und finster war sein Gesicht. Doch war er nur strenge und bitter gegen die Lasterhaften, welche die Sitten durch ihr Beyspiel verdarben, und gegen die Feinde des Staates, welche durch böse Rathschläge seinen Untergang herbeyführten. Einst spottete Chares über sein finsteres Gesicht, und die Athenienser lachten. Aber Phocion sagte ihnen sehr ernsthaft: Mein

finsteres Gesicht hat euch noch niemahls traurig gemacht; aber das Gelächter dieser Leute hat unserer Stadt schon viele Thränen gekostet. Eben so waren seine Reden immer durch lehrreiche Gedanken und gute Maximen unterrichtend; aber sie hatten eine gewisse gebietherische, strenge und unangenehme Kürze. Selbst Demosthenes, sein Zeitgenosse, der alle andern Redner verachtete, schätzte ihn, und pflegte, wenn Phocion auftrat, leise zu seinen Freunden zu sagen: Jetzt tritt die Art meiner Reden auf. Und allerdings kann ein Wort oder ein Wink eines großen Mannes oft mehr wirken, als die schönsten Wendungen der blumenreichsten Rede. Darum ward auch Demosthenes von einem Kenner zwar für den besten, Phocion aber für den geschicktesten Redner gehalten.

In seiner Jugend hielt Phocion sich zu dem Feldherrn Chabrias, und begleitete diesen General auf seinen Feldzügen. Er lernte von ihm viel, und verbesserte zuweilen die Fehler seines Meisters; denn Chabrias war von Natur träge, in den Gefechten aber zu hitzig und verwegen. Phocion, zugleich thätig und vorsichtig, erwärmte den Muth des Chabrias, wenn er zauderte, und milderte seine Hitze, wenn sie zur Unzeit ausbrach. Darum gewann ihn Chabrias

sehr lieb, übertrug ihm verschiedene Expeditionen und Commando's, machte ihn den Griechen bekannt, und gebrauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften.

Insonderheit verschaffte das Seetreffen bey Naxos (vor Christo 377) dem Phocion grossen Ruhm. Er hatte dabey den linken Flügel commandirt, wo das Gefecht am schärfsten gewesen war, und durch seine Tapferkeit dem Siege den Ausschlag gegeben. Dieß war das erste Seetreffen, welches Athen, nach seiner Eroberung durch Lacedämon, allein, ohne fremde Hülfe gewonnen hatte. Chabrias erwarb sich dadurch allgemeine Liebe, und Phocion den Ruf eines geschickten Capitains.

Bald darauf gab ihm Chabrias Befehl, mit zwanzig Schiffen abzusegeln, und die rückständige Beysteuer von den Inseln einzutreiben. Phocion antwortete: mit Krieg und Gewalt die Beysteuer einzutreiben, seyen zwanzig Schiffe zu wenig; sie von den Einwohnern, als Atheniſchen Bundgenossen abzuhohlen, sey Ein Schiff genug. Auch segelte Phocion wirklich mit einem einzigen Schiffe ab, und pflog mit den Städten und deren Obrigkeiten so billige und aufrichtige Unterhandlungen, daß er mit vielen Schiffen, auf welchen die Bundesgenossen die Gelder ihrer Beiträge übersandten, wieder nach Athen zurückkam.

So lange Chabrias lebte, umfaßte ihn Phocion mit der größten Hochachtung, und nahm sich nach dessen Tode seiner Anverwandten, und seines Sohnes insonderheit, eifrig an. Er sparte bey diesem verdorbenen, wilden Jünglinge keine Mühe der Besserung, und verhehlte seine schändlichen Vergehungen. Nur einmahl riß ihm die Geduld über die unzeitigen Fragen, mit welchen der junge Mensch ihn belästigte. O Chabrias, sagte er, ich vergelte dir durch die Geduld, die ich mit deinem Sohne habe, mehr als zu sehr die Freundschaft, welche du mir erzeugtest.

In zwey Klassen theilten sich die Männer, die damahls an Athens Staatsruder saßen. Die einen wollten auf der Rednerbühne glänzen, die andern suchten in Anführung der Kriegsheere ihren Ruhm. Phocion trachtete, nach dem Muster des Solon, des Perikles und des Aristides, durch Verdienste in beyden Fächern eine vollkommene Staatskenntniß zu beweisen. Diesem Systeme zufolge, bezeigte er sich bey den Staatsgeschäften immer zum Frieden geneigt, und unternahm gleichwohl mehr Feldzüge, als alle Feldherren seiner Zeit. Nie both er sich an, nie suchte er die Ehre des Feldherrnstabes; aber er wich ihr nicht aus, wenn ihn das Vaterland aufforderte. Nach der einstimmigen Angabe com-

mandirte er in fünf und vierzig Feldzügen, und immer wurde er abwesend zum Feldherrn ernannt.

Man wunderte sich, wie das Athenische Volk den rauhen Phocion, der ihm am meisten widersprach, und niemahls durch Reden oder Thaten sich ihm gefällig zu machen suchte, seinen gefälligen Schmeichlern immer vorziehen konnte. Auch war es ihm nie um den Beyfall des Volkes zu thun, und als er bey einer, der Volksversammlung vorgetragenen Meinung großen Beyfall erhielt, und alle einstimmig seinen Vorschlag annahmen, wandte er sich zu seinen Freunden um, und fragte: Habe ich etwa, ohne daß ich es selbst weiß, etwas Unrechtes gesagt?

Weit entfernt, um die Gunst des Pöbels zu buhlen, sagte Phocion bey mehreren Veranlassungen ihm trocken seine Meinung. In einer allgemeinen Versammlung das Volkes ward ein Orakelspruch von Delphos vorgelesen, des Inhalts: daß, bey der allgemeinen Übereinstimmung der Stadt, doch ein Mann eine ganz andere Meinung hätte, als die übrigen alle. Phocion überhob das Volk der Mühe, diesen sonderbaren Mann aufzusuchen. Er trat sogleich hervor, und sagte: sie sollten sich nicht lange kümmern, und

um den Mann verlegen seyn; er wäre es; denn ihm allein mißfiele das, was sie vornähmen.

Noch viele Beyspiele seiner treffenden, oft witzigen, oft derben und nachdrücklichen Äußerungen und Antworten an das Athenische Volk hat uns Plutarch aufbewahrt. Einst forderten die Athener zu einem Opfer seinen Beytrag. Er antwortete: Bittet die Reichen darum; ich würde mich schämen, wenn ich euch das gäbe, was ich nachher diesem (einem Goldwechsler) nicht zahlen könnte. Als sie ferner in ihn drangen, erzählte er ihnen die Fabel von einem Menschen, der in den Krieg zog, und durch das Gekrächze der Krähen in seinem Zuge sich aufhalten ließ. Mich aber, setzte er hinzu, sollt ihr nicht irre machen; ihr möget schreyen, so viel ihr könnt.

Ein andermahl gaben ihm die Athener Befehl, wider die Feinde in das Feld zu rücken. Da er nicht wollte, schalten sie ihn einen feigen und verzagten Mann. Ihr seyd, antwortete er hierauf, eben so wenig vermögend, mich kühn, als ich, euch feigherzig zu machen. Wir kennen aber einander schon.

Als das Volk bey sehr gefährlichen Umständen mit Ungestüm Rechenschaft wegen seines geführten Commando's von ihm verlangte, sagte er: Ihr guten Leute, denket vorher auf eure Rettung.

Während des Krieges waren die Athener sehr demüthig und furchtsam, sie wurden aber nach erfolgtem Frieden frech, und schrieen wider ihn, daß er ihnen den Sieg entrissen habe. Ihr seyd sehr glücklich, sagte er, daß ihr einen Feldherrn habt, der euch kennt, sonst wäret ihr schon längst verloren gewesen. Wegen einer mit den Boeotiern entstandenen Gränzstreitigkeit, wollten sich die Athener auf keine gütliche Unterhandlungen einlassen, sondern sogleich den Krieg erklären. Phocion gab ihnen den Rath, lieber die Worte zu brauchen, worin sie den Boeotiern überlegen wären, als die Waffen, worin die Boeotier sie überträfen. Und als sie seinem Vortrage kein Gehör geben wollten, sagte er: Ihr könnt mich zwar zwingen, etwas zu thun, was ich nicht will, aber ihr könnt mich nicht zwingen, wider meine Überzeugung das zu sagen, was ich für Unrecht halte. Demosthenes, der, wie die andern Redner, ihm öffentlich widerstritt, sagte einst zu ihm: Phocion, die Athener werden dich noch in ihrer Raserey umbringen. Und dich, antwortete Phocion, wenn sie bey gutem Verstande sind.

Als der Redner Polieukt die Athener zum Kriege gegen Philipp von Macedonien zu bereden suchte, und dieser fette Mann bey der großen Hitze während seiner Rede sehr keuchte und schwitz-

te, und öfters dazwischen Wasser trinken mußte, sagte Phocion: Es ist billig, daß die Athener diesem Manne Beyfall geben, und den Krieg beschließen; denn was wird derjenige nicht im Panzer und mit dem Schilde, wenn er vor dem Feind steht, ausrichten, welcher bey einer vorher ausgearbeiteten Rede in Gefahr ist, zu ersticken! Als ein anderer Redner unter vielen andern wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen ihm vorwarf, daß er dazu gerathen, die zehn von Alexander verlangten Athenischen Bürger auszuliefern, sagte er: Ich habe den Athenern viel Gutes und Nützliches gerathen, aber sie haben mir nicht gefolgt.

Einen Mann, der einen langen Bart und einen Lacedämonischen Mantel trug, und überhaupt die Sitten der Spartaner nachahmte, rief Phocion, welcher in einer Versammlung heftigen Widerstand fand, zu Hülfe, daß er ihm zeugen und seinem Vortrage beystehen möchte. Aber der neue Spartiate fröhnte dem Volksgeschmacke, und gab der Meinung der Athener seinen Beyfall. Phocion faßte ihn bey dem Barte, und sagte: O Architiades, warum läßt du denn dir nicht den Bart abscheren, wenn du so wie jetzt sprechen willst? Einen gewissen Aristogiton, der in den Versammlungen immer sehr kriegerisch sprach

und das Volk zu vielen Dingen aufhetzte, machte Phocion auf eine feine Art lächerlich. Er sah bey einer Musterung der Athenischen Bürger ihn von ferne am Stocke, und mit einem verbundenen Fuße ankommen, und schrie auf: Vergiß auch nicht, den lahmen und bösen Aristogiton aufzuschreiben.

Immer lebte Phocion in selbst gewählter Armuth. Während des Friedens bearbeitete er einen kleinen Acker, welcher kaum den Bedürfnissen eines mäßigen Menschen genügt hätte, und welcher dem Phocion einen Überfluß gewährte, um die Bedürfnisse anderer zu erleichtern. Hier lebte er mit einer Gattinn, die seiner Liebe werth war, zufrieden mit seinem Schicksal.

Aus Feindschaft that Phocion keinem seiner Mitbürger etwas zu Leide; auch hielt er keinen für seinen Feind. Nur in so ferne war er strenge, als er denjenigen widerstritt, die seinen Bemühungen zum Besten des Vaterlandes sich widersetzten. In allen andern Dingen bewies er sich gegen jedermann willfährig, und so menschenfreundlich, daß er selbst seinen Gegnern Beystand leistete, und vor Gericht sie vertheidigte. Seinen Freunden, welche ihn tadelten, daß er zum Besten eines bösen Menschen vor Gericht gesprochen habe, antwortete er: die Guten brauchen keinen

Beystand. Auch seinen Gegner Aristogiton besuchte er in seinem Gefängnisse, und sagte zu seinen Freunden, die ihn davon abhalten wollten: Laßt mich doch hingehen, wo könnte man den Aristogiton lieber, als dort sprechen?

Nichts kann von Phocions Edelmuthe und Uneigennützigkeit einen größern Beweis geben, als das Zutrauen der Verbündeten Athens in seine Redlichkeit. Schickten die Athener zu ihren Bundesgenossen auf den Inseln Flotten, welche ein anderer Feldherr commandirte, so verhielten die Einwohner sich wie Feinde, befestigten ihre Städte, versperrten ihre Häfen, schafften ihr Vieh, ihre Sklaven, ihre Weiber und Kinder in die Städte. War Phocion der Anführer, so gingen sie ihm, mit Kränzen geschmückt, entgegen, und hohlten ihn mit Freudenbezeigungen ein.

Wir kommen nun auf Phocions kriegerische Unternehmungen.

Lange hatte der schlaue Philipp von Macedonien der Freyheit der uneinigen Griechen nachgestellt. Vergebens erhob Demosthenes seine Donnerstimme gegen ihn. Immer überlistete Philipp die Athener von neuem. Treulose Demagogen siegten in Athens Mauern über den Rath der Weisesten und Besten. In Euboea (Negroponte) hatte Philipp Einverständnisse

Viel war den Athenern an dem Besitze dieser ihnen so nahen Insel gelegen. Sie unterhielten darin eine kleine Besatzung, und überließen übrigens die Regierung den Städten des Eylandes. Philipp nährte ihre Uneinigkeit, ließ heimlich Truppen dahin landen, gewann die meisten Städte für sich, und nahm die vortheilhaftesten Posten in Besitz. Die Athener drohten; aber Plutarch von Enetria, das Haupt ihrer Parthey, ward für das Interesse Philipps gewonnen. Er verlangte Hülfstruppen von Athen, um sie dem Feinde zu überliefern. Demosthenes warnte; aber er fand kein Gehör. Nur die vollendete Klugheit Phocions rettete sie.

Mit einem kleinen Corps ging Phocion nach Euboea. Er fand das Land voller Verräther, und gerieth in die äußerste Gefahr. Er besetzte einen Hügel, und verschanzte sich mit den Tapfersten seiner Truppen. Eine Menge undisciplinirter Soldaten entliefen aus dem Lager. Phocion beruhigte seine Offiziere darüber, weil diese Leute in dem Lager unbrauchbar, und in der Schlacht sogar gefährlich wären. Bey dem erfolgten Angriffe der Feinde befahl er seinen in Schlachtordnung gestellten Truppen, sich ruhig zu verhalten, bis er sein Opfer vollendet haben würde. Das Opfer dauerte lange, entweder weil er

unglückliche Anzeigen vorfand, oder weil er die Feinde näher heranlocken wollte. Plutarch gerieth auf die Vermuthung, daß Phocion aus Feigherzigkeit zaudere, und griff mit den fremden Hülfstruppen die Feinde an. Die Reiterey ließ sich nicht länger halten, sie stürzte aus dem Lager, und wurde bey dem ersten Angriffe geschlagen und zerstreut. Plutarch entfloh. Schon rückten die Feinde auf den Wall des Lagers an. Indeß hatte Phocion sein Opfer vollendet. Er ließ nun die Athener einen Ausfall thun, welche die Feinde schlugen, und eine große Anzahl derselben auf der Flucht tödteten. Nun stellte er sein Fußvolk in Schlachtordnung, ließ die Zerstreuten sich sammeln, und griff die Feinde an. Das Gefecht war blutig. Cleophanes sammelte die auf der Flucht zerstreuten Reiter, und brachte sie zu einem neuen Angriffe zurück. Der Sieg der Fußvölker war nun vollkommen. Die Überwundenen flüchteten in die Festung Zaretra, und ergaben sich bald darauf. Phocion verjagte den Plutarch aus Enetria und die an Philipp verkauften Despoten aus Euboea. Den gefangenen Griechen gab er die Freyheit wieder, ordnete die Regierung von neuem, und kehrte im Triumphe nach Athen zurück (vor Christo 349.) Die Redner Demosthenes und Aeschines hatten Theil

an der Schlacht genommen, aber Demosthenes war einer der ersten unter den Fliehenden und einer der letzten unter den Zurückkehrenden. Äschinos focht desto tapferer, und brachte die Nachricht des erkämpften Sieges nach Athen.

Sobald Phocion von Euboea zurückgesegelt war, vermißten die Bundesgenossen sogleich seine Rechtschaffenheit und Kriegserfahrung. Cabalen verschafften das Commando einem unbekannten Fremden. Er setzte den Krieg mit Philipp so unglücklich fort, daß er selbst seinen Feinden in die Hände gerieth. Philipp machte nun weitläufige Entwürfe, und zog mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen den Hellespont, um Chersones, Corinth und Byzanz zu gleicher Zeit einzunehmen.

Auch nach Megara gelüstete es dem staatsklugen Könige, das er durch die Waffen seiner Bundesgenossen, der Boeotier, zu erobern hoffte. Phocion unternahm eine zweyte Expedition nach Euboea, verjagte daraus die von Philipp eingesetzten Herrscher, eilte den Megarern zu Hülfe, und befreyte den Ort von der Gefahr.

Die von Philipp angefallenen Thracischen Städte leisteten tapfern Widerstand. Die Athener beschlossen, Hülfsvölker dahin abzusenden, und die Redner drangen mit dem Vorschlage durch, daß Chares das Commando erhielt, ein Mann,

dessen Charakter ihn seinen Feinden eben so verächtlich, als den Bundsgenossen Athens furchtbar machte. Mit einer Flotte von zwanzig Galleren segelte er ab; die Byzantiner verschlossen vor ihm ihren Hafen; er kreuzte herum, trieb Gelder von den Bundesgenossen ein, und ward an der entgegengesetzten Küste Chalcedons von dem Macedonischen Admirale Amyntas geschlagen. Das von den Rednern aufgehetzte Volk ward unwillig, und bereuete es, den Byzantinern Hülfe gesandt zu haben. Aber Phocion trat auf, und sagte: Man muß nicht auf die Bundesgenossen, die sich mißtrauisch bezeigten, sondern auf die Generale unwillig werden, die dieses Mißtrauen verursachen. Sie haben euch sogar denjenigen, die ohne eure Hülfe sich nicht retten können, furchtbar gemacht.

Philipp belagerte nun Byzantium, und würde die Stadt erobert haben, wäre nicht eine Athenische Flotte unter Phocion in dem Thracischen Bosphorus erschienen. Auf die Bürgschaft Kleons, eines Jugendfreundes von Phocion, öffneten die Byzantiner ihm die Thore. Ihre Hoffnungen blieben nicht unerfüllt. In jedem Gefechte unterlag Philipp; seine List wurde mit gleichem Maße erwiedert, Gewalt und Trug konnten einem so wachsamen und tapfern Gegner

nichts anhaben. Philipp sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Phocion segelte von Byzantium unter lauten Glückwünschen der Bewohner nach dem Chersones, bemächtigte sich einer feindlichen Transportflotte mit Waffen und Lebensmitteln, eroberte einige von Philipp besetzten Städte, landete an verschiedenen Orten, und verwüstete die Küsten, verheerte mit Feuer und Schwert Philipps Erbstaaten, befand sich überall an der Spitze der Seinigen, und kehrte nach einer empfangenen gefährlichen Wunde wieder nach Athen zurück. Mit Kronen, Inschriften, Statuen und Altären belohnten die befreyten Thracischen Städte ihren Retter.

Philipp hatte nunmehr vermittelst seiner Macht und seiner reichlichen Bestechungen eine große Anzahl Anhänger in allen Griechischen Staaten. Durch der letzteren Schläfrigkeit und Mangel an Eintracht aufgemuntert, wagte er sich kühnlich nach Griechenland. Indem die Griechen erwarteten, er würde die Lokrier anfallen, die einige kirchenräuberische Handlungen verübt hatten, eroberte er Elatea, eine große Stadt in Phokis, an dem Flusse Kephissus gelegen, und zog daselbst eine starke Armee zusammen. Die Athenier waren nun voll Bestürzung. Als aber Demosthenes die Thebaner dahin vermocht hat-

te, sich mit ihnen zu verbinden, faßten sie den Beschluß, dem Philipp mit gewaffneter Hand Widerstand zu leisten. Phocion gab sein Mißfallen an diesem Kriege und seine Zweifel wegen seines Ausgangs zu erkennen. Er rieth, die von Philipp vorgeschlagenen Friedensbedingungen anzunehmen, weil Philipp wirklich zum Frieden geneigt war. Indeß rief ein Athener von üblen Sitten, welcher sich meist mit Anklagen ehrlicher Bürger beschäftigte, aus: Darfst du denn, Phocion, daran denken, die Athener vom Kriege abzuhalten, da nunmehr bereits das Schwert gezogen ist? Ja, das darf ich, erwiederte Phocion, ob ich gleich weiß, daß ich im Kriege allezeit Herr über dich seyn werde, da du vielleicht in Friedenszeiten Herr über mich seyn kannst. Doch konnte Phocion seine Meinung nicht durchsetzen, und Demosthenes behielt mit der seinigen die Oberhand. Er gab den Rath, den Ort der Schlacht so weit als möglich von dem Attischen Gebiethe zu entfernen. O laß uns, sagte Phocion, nicht daran denken, wo wir schlagen, sondern wo wir siegen wollen. Denn alsdann wird der Krieg immer von uns entfernt seyn. Werden wir aber geschlagen, so ist uns unser Unglück immer nahe.

Der Ausgang bewies die Richtigkeit der Ansicht Phocions. Philipp rückte zuletzt mit einer Armee von 30,000 Mann heran, und schlug die Athener und Thebaner bey Charonea auf das Haupt (vor Christo 338). Mehr als tausend Athener blieben auf der Wahlstatt, und über zweytausend wurden gefangen genommen. Philipp frohlockte über seinen Sieg, und spottete über die Athenischen Gefangenen. Der scharfe Verweis eines derselben, des Demades, beschämte ihn, und brachte ihn zu dem Entschluß, die Gefangenen zu entlassen.

Groß war der Schrecken Athens über die verlorne Schlacht, zumahl da Theben mit der äußersten Strenge behandelt worden war. Einige unruhige Köpfe wollten mit Gewalt den Charidemus auf die Rednerbühne schleppen, und zum Feldherrn erwählen. Die Bestgesinnten geriethen darüber in Furcht, nahmen den Beystand des Areopagus zu Hülfe, und brachten es durch Bitten und Thränen bei dem Volke dahin, daß man dem Phocion das Regiment der Stadt übertrug.

Obgleich von den Athenern auf das äußerste gereitzt, schlug Philipp dennoch billige Bedingungen des Friedens vor. Phocion war der Meinung, sie anzunehmen. Als aber Demades

vorschlug, man sollte suchen, daß Athen in den allgemeinen Frieden mit eingeschlossen, und in den großen Rath Griechenlands mit aufgenommen würde, wollte Phocion dieß nicht eher zulassen, als bis man wüßte, was für Bedingungen Philipp dabey den Griechen machen würde. Der Vorschlag des Demades behielt, wegen der damahligen Umstände, die Oberhand.

In einer allgemeinen Versammlung der Griechischen Staaten ward der Krieg gegen Persien beschlossen, und Philipp zum Oberfeldherrn ernannt. Dem Rathe Phocions zuwider, hatten die Athener ihre Abgeordnete zu der Versammlung geschickt. Sie sahen sich nun genöthigt, dem Könige zu seinem Asiatischen Kriegszuge ein Geschwader Schiffe und eine Schaar Reiterey zu stellen. Dieß bereueten sie nun, und wollten die von Philipp gemachten Forderungen nicht eingehen. In einer öffentlichen Versammlung sagte ihnen Phocion: das habe ich vorher befürchtet, und deßwegen der Sache widerstritten. Da ihr nun aber den Vertrag eingegangen seyd, so müßt ihr euch darüber nicht beschweren, aber auch nicht muthlos werden. Vielmehr müßt ihr daran denken, daß auch eure Vorfahren bald die Oberherrschaft gehabt, bald andern unterwürfig gewesen sind, und in beyden Fällen sich

weise betragen, und ihren Staat und Griechenland dadurch erhalten haben.

Bald darauf fiel Philipp durch eines Mörders Hand. (vor Christo 356) Demosthenes und andere Athener stellten über seinen Tod Freudensbezeigungen an, und erschienen öffentlich mit Blumenkränzen geschmückt. Das beschlossene Dankopfer ließ Phocion nicht zu, indem er sagte: es sey niederträchtig, sich über einen solchen Zufall zu freuen. Das Heer, welches bei Chäronea die Athener geschlagen, sey nur um einen Mann vermindert worden.

Aber wenig richtete Phocion mit diesem Vorwurfe aus. Das Volk schimpfte auf Philipp, und sprach von seinem Sohne und Nachfolger verächtlich. Auch Demosthenes erlaubte, da Alexander schon gegen Theben rückte, sich viele Schmähungen gegen den jungen König. Unglücklicher, sprach Phocion mit Homers Worten zu ihm, warum willst du den wilden Mann erzürnen, einen König, welcher so sehr nach Ruhm strebt? Willst du mit einem Feuerbrande, der uns so nahe ist, die Stadt anstecken? Aber ich will es nicht zugeben, daß die Athenischen Bürger in das Verderben sich stürzen, denn darum führe ich die Regierung des Staats.

Als Theben zerstört war, verlangte Alexander von den Athenern, daß sie ihm den Demosthenes, Lykurgus, Hyperides und Charidemus und andere Redner auslieferten, welche, nach seiner Meinung, zum Unglücke des Staates am meisten beigetragen hätten. Das versammelte Volk richtete seine Augen auf Phocion, und rief ihn öfters nahmentlich auf. Endlich trat er hervor, stellte seinen innigst geliebten Freund Nikokles neben sich, und sagte: diese Leute haben die Stadt so sehr herunter gebracht, daß ich selbst diesen Nikokles auszuliefern rathen würde, wenn man ihn verlangte. Ich selbst würde es für ein Glück für mich achten, wenn ich für euch alle sterben könnte. Ich bedaure die armen Thebaner, welche zu uns ihre Zuflucht genommen haben; allein es ist für Griechenland genug, daß Theben weint, und besser für sie und für uns, bei dem Sieger zu flehen, als mit ihm zu fechten.

Der erste Beschluß der Athener mißfiel Alexandern so sehr, daß er den Gesandten den Rücken kehrte. Die zweyte Erklärung überbrachte Phocion. Von seinen ältern Räthen hörte Alexander, daß Philipp den Phocion sehr hoch geschätzt habe. Er ließ sich nun mit ihm in eine Unterredung ein, und hörte nicht nur

seine Bitten, sondern auch seine Rathschläge geneigt an. Phocion gab den Rath: wenn er die Ruhe suchte, möge er den Krieg endigen, strebte er aber nach Ruhm, so sollte er seine Waffen von den Griechen gegen die Perser wenden. Mit Phocion errichtete Alexander eine Privatfreundschaft und das Gastrecht, und würdigte ihn so großer Hochachtung, daß er, selbst nach den Siegen über Darius, ihn unter allen seinen Freunden auszeichnete.

Ein edler Zug in dem Charakter Phocions ist seine Unbestechlichkeit. Nach der einstimmigen Erzählung aller Schriftsteller schickte ihm Alexander hundert Talente zum Geschenke. Diejenigen, welche ihm diese Summe nach Athen überbrachten, fragte Phocion, warum Alexander unter allen Athenern ihn allein beschenken wolle? Weil er dich, antworteten sie, für einen vortrefflichen, rechtschaffenen Mann hält. So lasse mich, sagte er, Alexander auch fernerhin dafür gehalten werden, und es beständig bleiben.

Die Gesandten bemerkten in seinem Hause eine sichtbare Sparsamkeit, und sahen, daß Phocions Gemahlinn selbst knetete, und Phocion selbst Wasser aus dem Brunnen hohlte, die Füße zu waschen. Sie drangen nun mit einer Art von Unwillen in ihn, daß er das Geschenk annehme,

denn es sey höchst unschicklich, daß der Freund des Königs so schlecht lebe. Eben sah Phocion einen alten Mann in einem abgetragenen Mantel vorbeygehen. Phocion fragte die Gesandten, ob sie ihn für geringer, als diesen Mann hielten? Sie versicherten ihn des Gegentheils. Nun, sagte er, dieser Mann lebt von noch wenigerm als ich, und ist doch zufrieden. Überhaupt, setzte er hinzu, wenn ich das viele mir geschenkte Geld nicht brauche, so werde ich es vergeblich haben, brauche ich es, so werde ich dem Könige und mir bey meinen Mitbürgern Vorwürfe zuziehen. Und wirklich mußte das Geld dem Könige wieder zurückgestellt werden. Aber Alexander nahm diese Weigerung übel auf, und schrieb an Phocion, daß er diejenigen nicht für seine Freunde hielte, die nichts von ihm annähmen. Gleichwohl verbath Phocion sich das Geschenk, und erbat sich dafür die Loslassung einiger Gefangenen, welche er sogleich erhielt. Noch einmahl both Alexander dem armen Phocion die Einkünfte und die Regierung einer der Asiatischen Städte an, und drohte noch einmahl, die Verweigerung übel zu nehmen. Auch dazu war Phocion nicht zu bewegen.

Wir kommen nun auf Phocions häusliches Leben. Von seiner ersten Gemahlinn ist

wenig bekannt. Die zweyte stand bei den Athenern wegen ihrer einfachen Sitten in eben so grossem Rufe, als ihr Gemahl wegen seiner Rechtschaffenheit. Bey der Aufführung eines neuen Schauspieles verlangte der Akteur, welcher die Rolle einer Königinn zu spielen hatte, eine Menge prächtig gekleideter Dienerinnen zu seinem Gefolge. Da man ihm dieses Gesuch nicht gestattete, wollte er gar nicht auf dem Theater erscheinen, und hielt die Vorstellung auf. Da zog ihn der Unternehmer des Schauspiels gewaltsam auf das Theater, und schrie: du verlangst mehrere Dienerinnen von mir, und Phocions Gattinn hat nur eine, wenn sie auf Athens Straßen sich zeigt. Diesen Worten bezeigten alle Zuschauer den lärmendsten Beyfall. Dieselbe Gemahlinn Phocions antwortete einer Jonierin, die ihren goldenen Schmuck und ihre mit Edelsteinen besetzten Halsketten und Armbänder ihr zeigte: Mein ganzer Schmuck ist Phocion, welcher nun seit zwanzig Jahren beständig zum Anführer der Athener gewählt worden ist.

Weniger glücklich war Phocion mit seinem unordentlichen, dem Trunke ergebenen Sohne Phokus. Um ihn zu bessern, schickte er ihn nach Lacedämon, um dort nach Spartischer Weise ihn erziehen zu lassen. Viele Athener nahmen

ihm dieses übel, und Demades sagte zu ihm: Phocion, wollen wir nicht den Athenienſern rathen, die Lacedämoniſche Verfaſſung einzuführen? Willſt du, ſo bin ich bereit, darüber ein Geſetz in Vorſchlag zu bringen. Aber bitter antwortete ihm Phocion: Es würde ſich ſehr gut für dich ſchicken, da du ſo ſehr von Salben riechſt, und ſo prächtige Kleider trägſt, den Athenern die ſchlechte Koſt der Lacedämonier und die Geſetze des Lykurg anzupreiſen.

Auch ſonſt erklärte Phocion bey dem höchſt verdorbenen Charakter der Athener ſich mit vieler Bitterkeit. Einen jungen Redner, der eben als frecher Schwätzer ſich zu zeigen anfing, fragte er: Willſt du nicht aufhören, zu ſchwatzen, da du erſt kürzlich von dem Volke erkauft worden biſt? Einen andern Redner, welcher mit groſſen Hoffnungen prahlte, ſagte er endlich: Junger Mann, deine Reden ſind den Cypreſſen gleich, welche hoch und groß ſind, aber keine Früchte tragen. Auf die Frage eines andern, wann er denn den Athenern zum Kriege rathen würde? antwortete er: Wann ich ſehen werde, daß die Jungen ihre Poſten nicht verlaſſen, die Reichen Geld zum Kriege hergeben, und die Redner nicht mehr die öffentliche Schatzkammer beſtehlen. Selbſt ſeinen Schwiegerſohn Charikles, der einer Beſte-

chung durch den reichen Harpalus beschuldigt wurde, wollte er nicht vor Gericht vertheidigen. Charikles, sagte er, ich habe dich nur zu gerechten Endzwecken zu meinem Schwiegersohne erwählt. Derselbe Harpalus hatte dem Phocion selbst siebenhundert Talente und alle seine Schätze für seinen Schutz angebothen; aber Phocion zwang ihn, die Stadt zu verlassen, und gab ihm bald darauf, als die von ihm bestochenen, feilen Redner ihn verließen, Beweise seiner Rechtschaffenheit.

Der Tod Alexanders (vor Christo 324) brachte Tod und Verderben über Phocion. Die erste Nachricht brachte hievon Asklepiades nach Athen. Demades behauptete, daß man diese Nachricht nicht glauben müsse, weil sonst die ganze Welt nach dem Todten müßte gerochen haben. Das Volk gerieth in Bewegung, und Phocion suchte es zu beruhigen. Eine Menge Redner schrieen, die Nachricht des Asklepiades sey zuverläßig, und Alexander wirklich todt. Je nun, sagte Phocion, wenn Alexander heute todt ist, so wird er es auch morgen und übermorgen seyn, und wir können uns Zeit nehmen, in Ruhe einen sichern Beschluß zu fassen.

Indeß bearbeiteten die Redner das Volk. Man ward zuletzt durch die meisten Stimmen darüber einig, daß die Athener die Vertheidigung der gemeinschaftlichen Freyheit über sich nehmen, daß sie eine Flotte von 240 Segeln ausrüsten, und alle Personen unter 40 Jahren die Waffen ergreifen sollten. Leosthenes ward zum Feldherrn ernannt. Als Phocion sich ihm widersetzte, fragte Leósthenes ihn mit Hohngelächter, was er denn der Stadt für Vortheile während der vielen Jahre, in welchen er Feldherr gewesen, verschafft hätte? Ist das etwas Geringes, antwortete Phocion, daß die Bürger in ihren eigenen Begräbnissen begraben werden können?

Leósthenes brachte ein beträchtliches Heer zusammen, und zog wider die Macedonier unter Antipater aus. Bey der allgemeinen Bewunderung über die von Leósthenes zusammengebrachte Kriegsmacht fragte man Phocion: Wie ihm diese Kriegsmacht gefiele? Sehr gut, erwiederte er, für einen kurzen Krieg, aber ich fürchte seine längere Dauer, zu welcher die Stadt weder Geld, noch Schiffe und Soldaten hat.

Wie gegründet Phocions Besorgniß gewesen war, zeigte der Erfolg. Zwar erwarb sich Leosthenes anfänglich durch seine Verrichtungen vielen Ruhm. Er schlug die Boeotier, und

schloß den Macedonischen Statthalter Antipater in Lamia ein. Athen ward durch große Hoffnungen ermuntert; man feyerte Dankfeste, man stellte Freudenopfer an. Man warf dem Phocion seine vorigen Rathschläge vor, und fragte ihn, ob er nicht selbst wünschte, dergleichen Thaten gethan zu haben? Phocion antwortete: das wünsche er allerdings, doch bleibe er bey seiner vorigen Meinung. Da immer eine frohe Bothschaft über die andere in das Lager kam, sagte er: Wann werden wir denn aufhören, zu siegen?

Aber schon war Leosthenes bey der Belagerung von Lamia gefallen. Man besorgte, daß Phocion zum Feldherrn gewählt werden, und bald der Krieg mit Antipater endigen möchte! Man stiftete einen gemeinen Menschen an, in der Volksversammlung aufzutreten, und den Athenern vorzustellen, sie möchten Phocion, seinen Freund, mit dem er noch in die Schule gegangen, nicht der Gefahr des Krieges aussetzen, sondern sich zu erhalten suchen, weil sie keinen hätten, der seine Stelle ersetzen könne. Auf seinen Vorschlag ward nun Antiphilus zum Feldherrn gewählt. Vergebens versicherte Phocion, mit diesem Menschen nie in die Schule gegangen, nie mit ihm in freundschaftli-

chen Verhältnissen gestanden zu seyn. Aber von dem heutigen Tag an, setzte er hinzu, indem er sich zu ihm wandte, mache ich dich zu meinem Freund und Verwandten, denn du hast einen Rath gegeben, der sehr zu meinem Besten gereicht.

Zwar ließ Antiphilus den Antipater aus Lamia entkommen, schlug aber bald darauf die Macedonier unter dem Leomatus. Bald darauf ward die Athenische Küste von Micio verwüstet, welcher mit einer starken Mannschaft von Macedonien und Miethstruppen bei Rhamnus gelandet war. Gegen ihn zog Phocion mit den Athenischen Truppen zu Felde. Aber der Mannschaft fehlte es an Subordination. Jeder wollte befehlen und niemand gehorchen. Die Leute liefen dahin und dorthin. Von Phocion verlangten einige, er sollte einen Hügel einnehmen, andere, er sollte die Reiterey herum flankiren lassen, noch andere, er sollte an einem andern Orte ein Lager beziehen. O Herkules, rief Phocion aus, was sind das für viele Generale, und wie wenige Soldaten! Sogar lief einer, bey schon gestellter Schlachtordnung, eine Strecke voraus, und kam sogleich bey der Annäherung eines Feindes zurückgelaufen. Und du schämst dich nicht, sagte Phocion zu ihm, auf einmahl zwey Posten zu verlassen, den, welchen dir dein Feldherr

anwies, und den, auf welchen du dich selbst gestellt hast? Jedoch errang Phocion in der darauf folgenden Schlacht den Sieg; es blieben eine Menge Feinde, und der Anführer Micio selbst. Auch siegte das vereinigte Griechische Heer in Thessalien, wo sich Antipater und Leonnatus mit den aus Asien angekommenen Macedoniern vereinigt hatten, und Leonnatus selbst blieb auf dem Platze. Allein kurz darauf brachte Krater us aus Asien eine große Armee zu Hülfe, und es erfolgte eine abermahlige Schlacht bey Krannon, in Thessalien, in welcher die Griechen geschlagen wurden. Zwar war der Sieg nicht wichtig, indem in dem Gefechte nicht mehr als fünfhundert Mann geblieben waren, aber den Bundesgenossen entfiel der Muth so sehr, daß sie unter sich einig wurden, mit Antipater einen besondern Frieden einzugehen.

Die Athener sahen sich verlassen. Demades that einen Vorschlag zu einem friedlichen Vergleiche, welcher auch dem Antipater durch Bevollmächtigte übersandt wurde.

Aber das furchtsame Volk rief den Phocion, und wollte seiner Führung allein sich überlassen. Wenn ihr, sagte hierauf Phocion, meinen vorigen Rathschlägen gefolgt wäret, so würden wir jetzt über solche Dinge nicht berathschlagen dür-

fen. Der Volksbeschluß, dem Phocion Friedensunterhandlungen aufzutragen, kam zu Stande, und Phocion begab sich zu Antipater, welcher bey Cadmäa sich gelagert hatte, und eben im Begriffe war, in das Atheniſche Gebieth einzufallen.

Die erste Bitte Phocions an Antiper war, daß er nicht weiter vorrücken, sondern an dem Ort, wo er stände, die Friedensunterhandlungen schließen möchte. Kraterus fand diesen Antrag sehr unbillig, weil die Armee auf diese Weise den Bundesgenossen zur Last fallen müßte. Aber Antipater faßte den Kraterus bey der Hand, und sagte zu ihm: Laß uns dem Phocion diesen Gefallen thun. Die Bestimmung der Friedensbedingungen übrigens behielt sich Antipater vor.

Phocion begab sich hierauf nach Athen zurück. Da die Athener aus Noth sich Antipaters Verlangen gefallen lassen mußten, so kehrte Phocion mit einigen andern Gesandten nach Theben zurück. Den wegen seiner strengen Tugend angesehenen Xenokrates wollte Antipater nicht hören, aber auf Phocions Antrag gab er zur Antwort: er sey bereit, mit den Athenern Frieden und ein Bündniß zu schließen, wofern sie ihm den Demosthenes und Hyperides auslieferten, die demokratische Regierungsform veränderten, eine Macedonische Besatzung in Mu-

nychia einnähmen, und die Kriegskosten nebst einer Geldstrafe bezahlten. Die andern Gesandten hielten diese Friedensbedingungen für billig, nur Xenokrates nicht. Auch Phocion bath fruchtlos, den Artikel wegen der macedonischen Besatzung auszulassen. Sie mußte angenommen werden, doch kommandirte sie Menill, ein Freund des Phocion. Hyperides ward nun auf der Flucht hingerichtet, und Demosthenes endigte durch Gift sein Leben.

Die Macedonische Besatzung belästigte die Athener nicht; aber nach einem der Vergleichspunkte waren 12000 arme Bürger von der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Ein großer Theil derselben ging nach Thracien, wo ihnen Antipater Stadt und Land einräumte. Indessen wurden die Staatsangelegenheiten durch bessere Leute verwaltet, besonders durch Phocion, der bey Antipater und den Macedoniern in großem Ansehen stand. Noch immer war es Phocions Grundsatz, sich in die Zeit zu schicken, und keinen Versuch nach Dingen zu wagen, die nicht in unserer Macht sind. Der Versuch, durch Demades von der Macedonischen Besatzung sich zu befreyen, kostete diesem, der Verrätherey überwiesenen Mannes das Leben. Gleichwohl befreyte Phocion durch seine Fürbitte bey Antipa-

ter viele Athener von ihrem Exile, und besorgte die Regierungsangelegenheiten Athens mit vieler Billigkeit. Er entfernte die unruhigen Köpfe von allen Ämtern. Menyllus both ihm Geschenke an. Mit Festigkeit antwortete ihm Phocion, Menyllus sey nicht besser, als Alexander, er habe jetzt keine wichtigere Ursache, Geschenke anzunehmen, da er sie von Alexander nicht angenommen habe. Vergebens bath ihn Menyllus, die Geschenke doch für seinen Sohn anzunehmen. Wenn mein Sohn, erwiederte Phocion, sich bessert, und mäßig lebt, so wird sein väterliches Vermögen für ihn hinreichend seyn; wenn er so fort lebt, wie jetzt, so wird kein Vermögen für ihn groß genug seyn. Noch härter antwortete er dem Antipater auf eine unbillige Zumuthung: Antipater kann nicht wollen, daß ich zugleich sein Freund und Schmeichler sey. Auch sagte Antipater selbst: er habe zwey Freunde zu Athen, den Phocion und den Demades; den einen könne er nicht bewegen, etwas von ihm anzunehmen, und dem andern nicht genug geben. Bis in sein hohes Alter blieb Phocion arm.

Bald darauf starb Antipater, und nun entstanden in Macedonien zwey Partheyen, von welchen die eine dem Sohne Antipaters, Cas-

sander, die andere dem Oberbefehlshaber der Truppen und Vormunde der Könige Polysperchon, zugethan war. Um dem Polysperchon zuvorzukommen, schickte Cassander eilig den Nikanor nach Munychien, um den Menyllus abzulösen. Phocion wußte um die Sache, und zog sich dadurch viele Beschuldigungen zu, daß er, aus Gefälligkeit gegen Nikanor, sie verschwiegen habe. Doch bekümmerte er sich nicht viel darum, und bewog den Nikanor, die Athener gütig zu behandeln.

Um sich in seiner Macht zu befestigen, gestattete Polysperchon den Athenern ihre vorige Verfassung, und gab Befehl, die Besatzung aus Munychia herauszuziehen. Nikanor wollte darüber mit ihm in Unterhandlung treten, und fand sich in dem Pyräus ein, wohin auch der Athenische Senat sich begab. In Absicht der Sicherheit seiner Person verließ er sich auf die Versicherung Phocions. Dennoch traf Derkyllus, der macedonische Statthalter, Anstalten, ihn gefangen zu nehmen. Nikanor entrann der Gefahr, und Phocion ward beschuldigt, daß er ihn habe entwischen lassen. Vergebens entschuldigte er sich mit der Versicherung: er traue dem Nikanor, und besorge von ihm nichts Böses für die Stadt. Wegen des Umgangs mit Nikanor

beschuldigte ihn das übermüthige Volk, er sey ein Feind des Vaterlandes.

Um sich zu rächen, rückte Nikanor mit der Besatzung aus Munychia aus, und schloß den Hafen Pyräus ein. Nun wollte Phocion gegen ihn ziehen, aber das Athenische Volk empörte sich gegen ihn. Alexander, des Polysperchon Sohn, kam der Stadt zu Hülfe. Die mit ihm angekommenen Vertriebenen entsetzten in einer Volksversammlung den Phocion seiner Regentschaft, und wählten andere Feldherren.

Nun trat der Redner Agnonides auf, und klagte Phocion als Vaterlandsverräther an. Mit den bey ihm gebliebenen Freunden begab sich Phocion zu Polysperchon. Zu gleicher Zeit schickte das Athenische Volk eine Gesandtschaft, den Phocion bey Polysperchon anzuklagen. Ein Beweis der Partheylichkeit Polysperchons war es, daß er dem Begleiter Phocions, Dinarch aus Corynth, foltern und tödten ließ, und dem Phocion selbst Stillschweigen befahl. Ohne verhört worden zu seyn, ward Phocion sammt seinen Freunden der Wache übergeben. In Wagen, gefesselt, wurden die Gefangenen nach Athen zurückgeschickt. Die schon beschlossene Verurtheilung und Hinrichtung wollte man den Athenern, als einem freyen Volke, überlassen.

Bey seiner Ankunft übergab Klitus die Gefangenen der Versammlung. Die redlichsten Bürger verhüllten bey dem Anblicke Phocions das Gesicht, sahen zur Erde nieder und weinten. Einer derselben wagte, den Vorschlag, die Fremden und Unfreyen von der Versammlung auszuschließen, wurde aber durch das Geschrey des erzürnten Volkes zum Stillschweigen gebracht. Niemand unterstand sich nun, ein Wort zum Besten Phocions zu sagen. Ihm selbst gelang es mit Mühe, einige Worte zu seiner Vertheidigung zu sprechen. Er fragte: Wollt ihr mich nach Recht und Gerechtigkeit, oder auf eine ungerechte Art umbringen? Nach Recht und Gerechtigkeit, antworteten einige darauf. Wie könnt ihr aber, erwiederte Phocion, dieses thun, wenn ihr mich nicht anhören wollt? Als man ihn dennoch nicht anhören wollte, trat er näher zu dem Volke hervor und sagte: Ich bekenne, daß ich Unrecht gethan, und Fehler bey meiner Staatsverwaltung begangen habe, die mich des Todes schuldig machen. Aber, Athener, warum wollt ihr diese hier tödten, die euch kein Unrecht zugefügt haben? Weil sie, antwortete der Haufe, deine Freunde sind. Sogleich trat Phocion zurück, und schwieg.

Nun las Agnonides das von ihm abgefaßte Dekret der Stimmensammlung und Verurthei-

lung vor. Noch wollten einige den Zusatz machen, daß Phocion zuvor gefoltert werden sollte. Selbst Klitus mißbilligte dieses, und Agnonides widerrieth die Folter gleichfalls, die er für seinen Hauptfeind Kallimedon bestimmte. Dabey rief einer der rechtschaffensten Bürger aus: du thust sehr wohl daran, denn wenn wir den Phocion auf die Folter bringen, was werden wir dir thun?

Das von Agnonides abgefaßte Staatsdekret wurde bestätigt, und zur Stimmensammlung geschritten. Kein einziger blieb sitzen, alle standen auf, viele hatten sich bekränzt, und verurtheilten die Gefangenen zum Tode. Die Verurtheilten waren außer Phocion: Nikokles, Thudippus, Hegemon, und Pythokles. In ihrer Abwesenheit wurden Demetrius von Phaleriä, Kallimedon, und Phocions Eidam, Charikles, zum Tode verdammt.

Nach geschlossener Versammlung wurden die Verurtheilten in das Gefängniß abgeführt. Die andern umarmten ihre Freunde und Verwandte, und gingen mit Weinen und Häulen ab. Phocion behielt die Miene, mit welcher er sonst aus der Versammlung gegangen war, wenn ihn das Volk zum Feldherrn erwählt, und nach Hause begleitet hatte, und jedermann bewunderte die Gleichgültigkeit und Erhabenheit des Mannes. Seine Feinde liefen neben ihm her, und schimpften auf ihn. Einer von ihnen spie ihm sogar ins Gesicht,

wobey Phocion nur die Archonten ansah, und fragte: Wird niemand diesen Unverschämten Einhalt thun? Weinend begegnete ihm sein Freund Emphyletus. Welch ein unwürdiges Schicksal, Phocion, leidest du! sagte er. Aber kein unerwartetes, antwortete Phocion, die meisten edlen Männer Athens hatten dieses Loos.

Als Thudippus in dem Gefängnisse sah, daß das Gift zubereitet wurde, beklagte er sein Schicksal und beweinte es, daß er so ungerechter Weise mit Phocion hingerichtet würde. Ist es dir, sagte Phocion zu ihm, nicht lieb, daß du mit Phocion zugleich stirbst? Ein Freund fragte ihn, ob er an seinen Sohn Phokus nichts zu bestellen habe? Ja, sagte er, mein letzter Befehl ist, daß er vergesse, wie übel die Athener mit seinem Vater umgegangen sind. Nikokles, sein vertrautester Freund, bath ihn um die Erlaubniß, zuerst aus dem Giftbecher zu trinken. Eine harte und schwere Bitte, war die Antwort Phocions, da ich dir aber, mein lieber Nikokles, nie etwas in meinem Leben abgeschlagen habe, so sey auch diese dir zugestanden. Schon hätten die andern alle das Gift getrunken, das übrige reichte nicht mehr zu, und der Henker wollte kein neues mehr zubereiten, wenn man ihm nicht zwölf Drachmen gebe. Es entstand ein Verzug, bis Phocion einen seiner Freunde bath, dem Menschen das Geld zu

geben. Also, kann man, sagte er, in Athen nicht einmahl umsonst sterben?

An einem festlichen Tage geschah die Hinrichtung, an welchem die Richter in feyerlichem Aufzuge zu dem Tempel Jupiters sich hinbegaben. Als sie bey dem Gefängnisse vorbey kamen, nahmen viele ihre Kränze ab; andere sahen mit Thränen nach den Thüren hin. Vielen schien das Fest durch diese Hinrichtung entweiht. Und noch schien seinen Feinden der Triumph über Phocion nicht genugthuend. Sie bewirkten einen Befehl, den Leichnam desselben nicht in dem Attischen Gebiethe zu begraben, und jedem Athener ward untersagt, den Leichnam zu verbrennen. Niemand von seinen Freunden wagte es, dem Körper Phocions den letzten Dienst zu leisten. Ein Konopier, welcher dergleichen Dienste für Geld that, schaffte den Leichnam über Eleusis hinaus, hohlte aus dem Hause einer Megarischen Frau Feuer, und verbrannte ihn. Die Megarische Frau blieb mit ihren Mägden bey der Verbrennung zugegen, errichtete dem Phocion ein Grabmahl, opferte dabey, und trug die Gebeine des Nachts in ihrem Schooße in ihr Haus, wo sie selbige bey dem Opferherde mit den Worten vergrub: dir, geliebter Herd, vertraue ich die Reste eines rechtschaffenen Mannes. Du wirst sie für das väterliche

Begräbniß wieder herausgeben, wenn die Athener zur Besinnung gekommen sind.

Und bald gereuete die Athener ihre Übereilung und Undankbarkeit. Sie lernten bald einsehen, was für einen Vorsteher und Wächter der Klugheit und Gerechtigkeit sie an Phocion verloren hatten. Da sie der großen, ihnen von Phocion geleisteten Dienste sich erinnerten, so erließen sie eine Verordnung, dem Hingerichteten eine Statue von Erz zu errichten, seine Gebeine auf Kosten des Staats nach Attika zurückzubringen, und seine Ankläger mit dem Tode zu bestrafen. Das Urtheil ward an Agnonides vollstreckt, zwey andere ergriffen die Flucht, und wurden von Phocions Sohn umgebracht.

So starb Phocion, in seinem Charakter, in seinen Schicksalen, in seiner Todesart ähnlich dem weisen Sokrates. Unter den heftigsten Stürmen des seinem Falle nahen Staates blühte er auf, wirkte er als Feldherr und Staatsmann. Mit dem Gleichmuthe der größten unter den Griechen leerte er den Giftbecher. Vaterlandsliebe, Unbestechlichkeit, Redlichkeit, Edelmuth, weise Vorsicht waren unstreitige Tugenden des Mannes. Sein Gedächtniß lebt bey der dankbaren Nachwelt, und wird leben so lange die Erde steht.

III.

Miltiades.

Eine Biographie.

Nach Gillies, Guthrie, Bartelemy und Nepos.

In einem andern Zeitpunkte des Atheniſche Staates blühte Miltiades, ein Mann von untadelhaftem Patriotism, welchen die Schlacht von Marathon unſterblich machte, ein Fürſt von ſeltener Geiſtesgröße, der ſeiner Herrſchaft freywillig entſagte, um ſeinem Vaterlande gegen einen mächtigen Feind beyzuſtehen. Aber immer belohnte Athen ſeine edelſten Männer mit Undank, wie wir an Phocions Beyſpiele geſehen haben. Auch dem Sieger von Marathon ward dieß Schickſal zu Theil. Noch von Wunden beladen, die er im Dienſte ſeines Staats empfangen hatte, endete er ſein thatenvolles Leben in dem Kerker. Ein

Glück für Athen war es, daß sein edelmüthiger Sohn Cimon in die Fußstapfen des Vaters trat, und daß Athen zu gleicher Zeit den rechtschaffensten seiner Mitbürger Aristides und den staatsklugen Themistocles in seiner Mitte hatte. Wie hätte sonst die Stadt Athen mit ihren wenigen Kriegern und Bundesgenossen der Übermacht eines Xerxes widerstehen können? Aber zuerst brach Miltiades die Persische Macht. Sein Beyspiel zeigt, was die Tapferkeit Weniger, von Klugheit geleitet, gegen eine zahllose Menge vermag, welche Thaten die von heißer Liebe des Vaterlandes entflammte Brust zu bewirken im Stande sey, in dem blutigen Kampfe für das Vaterland zu siegen oder zu fallen. Und wenn der Perser König Darius ein Fürst von ungleich größerer Talenten, von größerem kriegerischen Muth und von umfassenderen Staatseinsichten war, als sein verweichlichter Sohn Xerxes, so gereichte es dem Heldenmuthe des Miltiades zu desto größerer Ehre, mit diesem kriegerischen Monarchen gekämpft, und einen glänzenden Sieg über ihn erhalten zu haben.

Von dem heroischen Ajax stammte der Athener Miltiades; eine Thracische Königstochter war seine Gattinn, er selbst König oder Fürst von Cardien, einer an dem Thracischen Chersones

gelegenen Stadt. Schon hatte Darius, der Sohn des Hystaspes, durch glänzende Siege sein Reich erweitert und befestigt; schon hatte er Persiens Macht auf ihren höchsten Gipfel erhoben; von den Küsten des mittelländischen Meeres bis tief nach Indostan erstreckte sich sein unermeßliches Gebieth. Er hatte eine stehende Armee mit ungeheuern Schätzen, die größten und volkreichsten Nationen gehorchten seinem Zepter. Die wilden nordischen Scythen und der Freyheitsgeist der Europäischen Griechen standen allein seinem großen Plane, der Errichtung einer Universal-Monarchie, in dem Wege. Die blühendsten, fruchtbarsten Länder Asiens machten ihn zum größten Könige des Erdballs. In den warmen Ebenen Babylons brachte er den Winter zu, in Susa genoß er der gemäßigten Frühlingsluft, und vermied die Sommerhitze in dem geräumigen Pallaste zu Ecbatana, gefächelt von kühlenden Lüften der medischen Gebirge.

Schon dem Gründer des Persischen Reiches Cyrus waren die Scythen furchtbar und verderblich. Dreymahl hatten sie die schönsten Länder Asiens mit ihren Horden überschwemmt. In dem Kampfe mit ihnen war Cyrus gefallen. (vor Christo 530) Entschlossen, diese Niederlage zu rächen, zog Darius mit 70,000 Mann durch Klein-

Asien, durchkreuzte den Thracischen Bosphorus, plünderte Thracien, und erreichte die Ufer der Donau. Eine Flotte von sechshundert Segeln hatte indessen die Küste des schwarzen Meeres vorbeygeschifft, war an der Mündung der Donau gelandet, und vereinigte ihre Mannschaft mit der Landarmee. Gewöhnlich führte eine Brücke von Bothen über den Fluß. Durch Hülfe der meist mit Griechen bemannten Flotte war sie gebaut. Ihnen vertraute Darius die Beschützung derselben gegen die Gefahren des Elements und die verheerende Wuth der Barbaren.

Kühn drang die furchtbare Armee in die großen, unbewohnten Wildnisse Scythiens; sie verweilte hier fünf Monathe, in stetem Kampfe mit Hunger und Durst, ausgesetzt den Pfeilen des immer fliehenden Feindes. Schon hatte sie den ungeheuersten Verlust erlitten, als sie zur Rückkehr sich entschloß. Ein großer Gedanke erfüllte die Brust des neben den übrigen Griechen die Brücke bewachenden Miltiades. Das von den Scythischen Horden, welche das ganze umliegende Land verheert hatten, empfohlene Abbrechen der Brücke gab die ganze Persische Armee in ihre Hand. Mit Eifer ergriff Miltiades den Vorschlag. Sein Onkel, gleiches Nahmens, hatte hier eine Griechische Kolonie gepflanzt, welche, vermischt

mit den barbarischen Einwohnern, einen kleinen Staat bildete. Von ihm erbte der Sohn seines Bruders Cimon die Regierung, welcher die Volksmenge des neuen Staates mit neuen Colonisten aus Athen vergrößerte. Zwar erkannte der edle Sohn Cimons, gleich andern Fürsten dieser Gegenden, die Oberherrschaft des Persischen Großkönigs; aber die Freyheit seiner Nation war ihm mehr, als ein Fürstenthum.

Auch andere Anführer der Griechischen Städte horchten mit Vergnügen auf den von Miltiades gemachten Vorschlag. Nur Histiäus, Fürst von Milet, bekämpfte den kühnen Entschluß. Ihr eigenes Interesse, behauptete er, hänge von der Rettung des Darius und seiner Perser ab. Unter dem mächtigen Beystande dieses Volks behaupteten sie sich in ihren Fürstenthümern, fiele Darius mit seiner Armee, so würden die Griechen das Joch abwerfen, und ihre Fürsten verjagen. Seine Meynung behielt die Oberhand. Die Perser kehrten über die unbeschädigte Brücke zurück, und Miltiades, fürchtend den Zorn des großen Königs, flüchtete nach Athen.

Zehn Jahre darauf empörten die Jonischen Städte sich gegen Persiens König. Aufgebracht über den Persischen Statthalter Arthaphernes, welcher den Athenienfern befohlen hatte, den vertriebe-

nen Hippias, Sohn des Pisistratus, wieder einzusetzen, schickten die Athener ihren jonischen Colonien zwanzig Schiffe zu Hülfe. Mit der Athenienser Beystande vollbrachten die Jonier viele wichtige Unternehmungen. Sie plünderten die Hauptstadt Sardes, und äscherten sie ein; aber sie wurden wenige Jahre darauf (vor Christo 495) wieder zum Gehorsam gebracht, und Darius forderte durch Herolde, die er an alle Griechische Städte schickte, Erde und Wasser zum Zeichen der Unterwerfung, viele Staaten unterwarfen sich, aber die Athener warfen die Persischen Herolde in eine tiefe Grube, mit dem Bedeuten, sie sollten sich daraus Erde und Wasser nehmen. Eine Folge dieser Verwegenheit war der gefahrvolle Krieg mit Persien.

Die Nachricht, daß die Athenischen Bürger den Joniern in der Eroberung von Sardes Beyhülfe geleistet hätten, brachte den großen König in Wuth. Indem er einen Bogen in die Luft abschoß, bath er den Himmel um Beystand, den Übermuth der Athener zu strafen. So oft er sich zur Tafel setzte, mußte ein Aufwärter ihn an die Athener erinnern.

Mardonius, sein Eidam, erhielt den Auftrag eines Angriff's. Aber ein Sturm zerstreute seine Flotte, seine Landarmee ward von Thraciern

überfallen und zum Rückzuge genöthiget. Datis und Arthaphenes ersetzten ihn mit einem neuen Heere von 500,000 Mann. Eine Flotte von 600 Segeln stand ihm zur Seite; vor allen sollten die Eretrier auf Euboea, die gleichfalls den Joniern beygestanden hatten, und die Athener gezüchtigt werden. Zu dieser Absicht ward den Generalen eine Menge von Ketten, um die Gefangenen damit zu schließen, mitgegeben.

Glücklich kam die Persische Flotte nach Samos, und segelte von da nach der Atheniſchen Küste. Die Cycladen wurden erobert, Eletria gerieth durch Verrath in Persische Gewalt, ward geplündert und angesteckt. Seine Bürger wanderten als Gefangene nach Persien. Offen stand der Weg nach Athen. Hippias führte die Perser zu den Marathonischen Ebenen, die zum Gefechte für ihre zahlreiche, mehr als 100,000 Mann starke Armee am bequemsten war.

Angst und Schrecken überfiel die Athener. Sie flehten die andern Völker Griechenlands um Beystand an. Die einen hatten dem Darius sich unterworfen, die andern zitterten vor dem Nahmen der Meder und Perser. Die Lacedämonier allein versprachen Hülfe; aber religiöse Hindernisse schoben ihre Ankunft auf. Sich selbst sah Athen sich überlassen. Wie konnte es einer so

gewaltigen Macht widerstehen? Mit der einen Hand bath der General des Darius die Ketten der Sklaverey, mit der andern den vertriebenen Hippias. Die Athener beschlossen, die Waffen in der Hand, umzukommen.

Drey Männer bestärkten sie in diesem Entschlusse, der tapfere Miltiades, der tugendhafte Aristides, und der schlaue Themistokles. Es wurden Truppen angeworben. Die zehn Zünfte, aus welchen die Stadt bestand, bildeten jede tausend Mann zu Fuß mit einem Feldherrn an ihrer Spitze. Die Zahl zu ergänzen mußte man Sklaven zu Hülfe nehmen. Sobald die Truppen versammelt waren, zogen sie aus der Stadt, und kamen in die Ebene von Marathon. Hier stießen tausend Plataer, aus Dankbarkeit für den Schutz, welchen die Athener ihnen gegen die Boeotier geleistet hatten, zu ihnen.

Gering an Zahl waren die Athener, aber sie bestanden aus der gewähltesten Mannschaft. Ihre täglichen gymnastischen Übungen gaben ihnen Behendigkeit und ungewöhnliche Kraft des Körpers und des Geistes. Häufige Kriegserfahrung härtete sie ab, gewöhnte sie an Disciplin, und machte sie mit den Evolutionen bekannt, welche gewöhnlich das Schicksal der Schlachten entscheiden. Vollständig waren ihre Angriffs-, wie ihre

Vertheidigungswaffen, eine anerkannte Überlegenheit über ihre Nachbaren begeisterte sie mit militärischem Enthusiasmus, welcher bey dieser Veranlassung, Liebe der Freyheit und des Vaterlandes doppelt erhöhte. In dem festen Phalanx, gewöhnlich sechzehn Mann hoch, bildete die kraftvollste Jugend die ersten Reihen, die letzten schlossen erfahrne Veteranen, die jeden Feigen mit Tod und Schande bedrohten. Nicht an Tapferkeit mangelte es den Persern, die aus der Blüthe der Asiatischen Provinzen zusammen gesetzt waren. Aber verglichen mit der Regelmäßigkeit der Griechischen Bataillone, erschienen sie wie ein gemischter Haufe, bewaffnet mit verschiedenen Gewehren ihres Geburtslandes, unfähig zur harmonischen Ausführung eines allgemeinen Planes. Pfeile und Bogen waren ihre gewöhnlichen Angriffswaffen, ihre Vertheidigungswaffen kamen mit den ehernen Athenischen Panzern und breiten Schildern in keine Vergleichung. Ihre Bravsten fochten zu Pferde, aber zu allen Zeiten war der Griechische lange Speer die sicherste Schutzwehr gegen die Angriffe der Cavallerie, und selbst die Römer bedienten sich gegen die Numidischen Reiter des Griechischen Phalanx. Und nicht in ihrer Rüstung und Mannszucht allein standen die Perser den Griechen nach; es fehlte ihnen auch

jener Geist, und jene Nacheiferung, die in den gefahrvollsten Lagen den Muth des Kriegers anfeuern.

Mit Hoffnung des Sieges und des Ruhmes beseelte Miltiades die Seinigen. Er kannte die Perser und die Griechen, sein Scharfsinn führte ihn zur richtigen Schätzung beyder. Er erlaubte sich nicht, den Feind zu verachten. Das Zutrauen zu seinen Truppen stürzte ihn nicht in eine gefahrvolle Sicherheit. Nichts versäumte er von seiner Seite, und das einzige Hinderniß eines glücklichen Erfolges ward durch die Uneigennützigkeit seiner Mitfeldherren hinwegräumt. Es war bey den auf ihre Freyheit eifersüchtigen Athenern Staatsmaxime, ihre bürgerlichen und Militair-Einrichtungen zu vereinigen. So hatten sie nun zehn Generale gewählt, die in dem obersten Commando mit einander abwechseln sollten.

Kaum waren die Athener im Angesichte der Feinde, als Miltiades den Angriff vorschlug; Aristides und andere Generäle unterstützten seinen Vortrag; die andern erschraken über die Ungleichheit der beyden Armeen, und wollten die Hülfe der Spartaner abwarten; die Stimmen waren getheilt. Der Polemarch oder Milizhauptmann (einer der Archonten) mußte entscheiden. An ihn wandte sich Miltiades. Athen, sagte

er zu ihm, ist heute auf dem Punkte, die erste Macht Griechenlands oder der Schauplatz der Grausamkeiten des Hippias zu werden. Von dir, Callimachus, erwartet es sein Schicksal. Lassen wir den Muth der Truppen erkalten, so beugen sie sich schimpflich unter das Joch der Perser, führen wir sie zur Schlacht, so haben wir die Götter und den Sieg auf unsrer Seite. Ein Wort aus deinem Munde stürzt dein Vaterland in Knechtschaft, oder erhält ihm seine Freyheit.

Callimach gab seine Stimme, und die Schlacht ward beschlossen. Ihren Erfolg zu sichern, entsagte Aristides zuerst seinem Rechte des wechselseitigen Commando's, indem er der anerkannten Tapferkeit und Kriegserfahrung des bewährten Feldherrn nachgab. Das großmüthige Beyspiel wirkte auf die andern Feldherren. Sie alle opferten ihren Ehrgeiz dem Interesse und dem Ruhme ihres Vaterlandes. Der Oberfeldherr konnte nun seinen Genius unbeschränkt wirken lassen. Um gegen jeden Streich des Schicksals gesichert zu seyn, erwartete Miltiades den Tag, an welchem ihm die Oberanführung der Armeen mit Recht zufiel.

Die Nacht verschwand. Um nicht durch Übermacht des Feindes umrungen zu werden, stellte Miltiades bey Anbruch des folgenden Tages (den

29. September vor Christo 490) seine Armee am Fuße eines Hügels. Er ließ die Macht hindurch den Weg zwischen ihm und dem Feind mit abgehauenen Bäumen besetzen, um die Cavallerie der Perser in ihrem Laufe aufzuhalten. Am Morgen stellte er die Armeen in Schlachtordnung in einer langen Linie, die bravesten Athenienser unter Callimachus zur Rechten, die Platäer zur Linken. Aristides und Themistocles waren in der Mitte, Miltiades überall, wo seine Gegenwart nothwendig war. Durch Schwächung des Mittelpunktes erweiterte er die Fronte. Der Hügel schützte das Hintertreffen, und durch seine Verbindung mit dem Meere die rechte, ein See oder Morast die linke Flanke. Nur ein geringer Zwischenraum trennte die beyden Armeen von einander.

Wohl bemerkte der Persische Feldherr Datis die geschickte Anordnung, aber doch glaubte er, auf seine Überlegenheit sich verlassen zu können. Da die Athener den Feind in Bewegung sahen, rannten sie von dem Hügel herab. Die Perser erstaunten über die neue Art des Angriffes, sie blieben einige Augenblicke unbeweglich, bald setzten sie der Heftigkeit des Feindes einen ruhigern, nicht minder furchtbaren Muth entgegen. Das Persische Schwert und die Scythische Axt durchbrachen den Mittelpunkt der Athener,

aber die beyden Flügel, welche die Hauptstärke der Griechischen Armeen ausmachten, jagten die ihnen entgegenstehenden Divisionen in die Flucht. Der rechte zerstreute die Feinde in der Ebene, der linke warf sie in einen Morast, welcher das Ansehen einer Wiese hatte, und in welchem sie unterfanken. Anstatt die Feinde zu verfolgen, schließen die beyden Flügel sich an einander an, und eilen dem Aristides und Themistocles zu Hülfe. Schon hatte Datis mit seinen besten Truppen den Mittelpunkt durchbrochen. Die Niederlage der Perser wird allgemein. Der Griechische Speer überwindet jeden Widerstand, die bravsten Perser fallen in der Schlacht, die übrigen werden mit großen Blutvergießungen verfolgt. Nicht im Lager suchen sie Schutz, sie fliehen bis zu ihren Schiffen hin, die sich dem Ufer genähert hatten. Der Sieger ereilt sie mit Feuer und Schwert, mehrere Schiffe werden genommen und verbrannt, eilig rudern die übrigen davon.

Die Persische Armee verlor an diesem heißen Tage ohngefähr 6400 Mann, die Athener 192 Helden, denn keiner der Krieger war dieses Nahmens unwerth. Miltiades war verwundet, Hippias fiel, wie Stesilaus und Callimachus, zwey Athenische Feldherren. Kaum war die Schlacht gewonnen, als ein, von Strapazen bey-

nahe erschöpfter Soldat, den Entschluß faßt, die frohe Nachricht dem Athenischen Senate zu überbringen. Ohne der Waffen sich zu entledigen, eilt er mit Staub und Blut bedeckt, im schnellsten Laufe, kommt an, verkündigt den Sieg mit den zwey Worten: Freut euch mit den Siegern! und stürzt entseelt zu Boden.

Doch konnte dieser Sieg den Athenern noch immer verderblich seyn, hätte nicht die Thätigkeit des Feldherrn sie zum zweyten Mahle gerettet. Bey seinem Rückzuge faßte Datis den Anschlag, Athen, das er ohne Vertheidigung glaubte, zu überrumpeln und zu zerstören. Schon umging seine Flotte das Vorgebirge Sunium, an welchem Athen gelegen war. Miltiades erfährt es, eilt der Stadt zu Hülfe, erreicht den nähmlichen Tag die Mauern der Stadt, vereitelt den Plan des Feindes, und zwingt ihn, an den Küsten Asiens sich zurückzuziehen.

Den Tag darauf kommen zweytausend Spartaner an. Obgleich von der Flucht der Perser schon unterrichtet, setzen sie dennoch ihren Marsch nach Marathon fort. Sie sehen die Zelte der Perser noch aufgerichtet, die Ebenen mit Gefallenen besäet und mit reicher Beute bedeckt, sie finden den Aristides mit seiner Zunft das Feld bewachen, und kehren unter den lautesten Lobsprü-

chen, die sie den Siegern ertheilen, nach Sparta zurück.

Auch die Athener vergessen nicht, das Andenken der in der Schlacht Gefallenen zu verewigen. Die letztern erhalten eine ehrenvolle Bestattung, ihre Nahmen werden an den in der Ebene von Marathon errichteten Säulen eingegraben. Nächst ihnen wird ein Siegeszeichen, an welchem die Waffen der Perser prangen, hingesetzt. Ein Künstler mahlt die Schlacht, und das Gemählde wird an einem der besuchtesten Säulengänge der Stadt (Poecile) aufgestellt. Miltiades erscheint darin an der Spitze seiner Generale in dem Augenblicke, wie er die Truppen zur Schlacht anfeuert.

Mit Unwillen erfährt Darius die Niederlage seiner Armee. Man zittert für das Schicksal der Eretrier, die Datis in Fesseln vor ihn hinführt. Das Mitleid erstickt in seinem Herzen alle andern Empfindungen. Darius schenkt ihnen Länder in der Nähe von Susa; um an Griechenland sich zu rächen, befiehlt er neue Truppenaushebungen, und rüstet sich zum neuen Kriege.

Die Athener selbst rächen ihn. Sie hatten Miltiades so hoch erhoben, daß sie ihn nun fürchteten. Die Eifersucht erwachte bey dem Gedanken, daß er vorher Fürst in Thracien, und

nun gefürchtet von seinen Feinden, und angebethet von dem Volke war. Während sein Nahme in allen Theatern wiederhallte, ward ihm sein Fall bereitet. Mit unbeschränkter Macht ernannte ihn das zujauchzende Volk zum Admirale einer Flotte von siebenzig Schiffen, die Inseln zu bestrafen und zu erobern, die den Barbaren förderlich gewesen waren.

Sieg krönte die ersten Unternehmungen der Flotte. Mehrere Inseln unterwarfen sich, bedeutende Geldsummen wurden eingetrieben. Bey Paros wandte sich das Glück. Miltiades hatte eine Privatfeindschaft mit Tisagoras, einem der Vornehmsten der Insel. Die Leidenschaft übermannte ihn. Er verlangte von den Pariern hundert Talente, und drohte, im Falle der Weigerung mit Brand und Verwüstung. Die Summe (nach unserm Gelde über 100,000 Thaler) konnte Paros nicht erschwingen. Verzweiflungsvoll stellte er sich zur Gegenwehr. Bald einen Monath hielt sich seine zu Wasser und zu Land belagerte Hauptstadt. Schon wollte sie sich ergeben, als ein von ferne gesehenes Feuer den Miltiades glauben macht, die Persische Flotte nahe zur Hülfe heran. Auch die Parier glauben es, und wehren sich mit desto größerer Tapfer-

keit. Nach einer empfangenen schweren Wunde kehrt Miltiades mit der Flotte nach Athen zurück.

Dahin war sein Ruhm. Er erfuhr den Wankelmuth der Volksgunst. Seine Feinde, darunter Xantippus, des Perikles Vater, beschuldigten ihn, er habe sich von den Persern bestechen lassen, die Belagerung von Paros aufzuheben. Die Eile, mit welcher er Paros verließ, machte die Anklage wahrscheinlich. Er ward verurtheilt, in einen Graben, in welchem die Missethäter ihr Leben endigten, gestürzt zu werden. Umsonst stellte sein Bruder Tisagoras die großen Verdienste des Miltiades dem Volke vor. Auf Vorsprache der redlichsten Bürger ward die Todesstrafe in die Geldstrafe von funfzig Talenten (50,000 Thalern) verwandelt. Da er nicht im Stande war, die Summe zu erlegen, ward er in das Gefängniß geworfen, in welchem er kurz darauf an seiner Wunde starb. Freywillig ging sein Sohn Cimon an seiner Statt in das Gefängniß, und blieb darin, bis er die Summe zu erlegen im Stande war.

Immer folgte Verleumdung dem Verdienste. Nie konnte ein großer Mann in Athen sicher vor Verbannung, ja selbst vor dem Tode seyn. Nicht die fehlgeschlagene Unternehmung, der Neid der Bürger Athens fällte den um das Vaterland un-

sterblich verdienten Mann. Er hätte mit den Persern sich einverstanden, die er mit weniger Mannschaft besiegt, und aus dem halb eroberten Griechenland vertrieben hatte. Aber der ehemahlige Fürst von Cardien, der unbeschränkt sein Fürstenthum beherrscht hatte, konnte in Athen dem Verdachte nicht entgehen. Litten doch seine Zeitgenossen, Aristides bey aller seiner Redlichkeit, Themistocles bey aller seiner Schlauheit, die Strafe der Verbannung.

IV.

Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma in den Jahren 1584 und 1585. *)

Die vereinigten Niederlande standen eine Zeitlang unter der Herrschaft des Königs von Spanien, der sie durch einen Statthalter regieren ließ. Dieser drückte sie auf verschiedene Weise, und veranlaßte dadurch in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts eine Empörung der Niederländer. Um sie zu dämpfen, schickte der spanische König ein starkes Heer gegen die unruhigen Provinzen. Nach einer vieljährigen, hartnäckigen Ge-

*) Diese wichtige, interessante Belagerung ist von Fr. Schiller so meisterhaft beschrieben, daß man ihm hier ganz gefolgt ist, und seine Schilderung bloß durch Abkürzung und kleine Änderungen für die Jugend eingerichtet hat.

genwehr wurde eine nach der andern von den Spaniern besiegt, und Spaniens Herrschaft von neuem unterworfen. Doch hatten sie nicht überall festen Fuß fassen können. In den nördlichen Gegenden widerstand man ihnen mit Kraft, und ein ansehnlicher Theil von Brabant und Flandern wollte sich dem Herzog Alexander von Parma, dem die innere Regierung der Provinzen, und das Oberkommando der Armee übergeben war, durchaus nicht unterwerfen. Da die Städte des Landes unter einander, und mit der See durch Flüsse und Kanäle zusammen hängen, und sich daher wechselweise leicht unterstützen können, so wurde jede Eroberung sehr erschwert, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum 80,000 Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an den niederländischen Unruhen, und hatte sich im Laufe des Krieges durch einen unbändigen Freiheits-Sinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Ihren Wohlstand verdankte sie zum Theil auch dem Um-

stande, daß sie alle drey christliche Kirchen in ihrem Schooße hegte, und jeder uneingeschränkte Religions-Freyheit schenkte. Sie hatte daher am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, indem diese offenbar dahin arbeitete, die Religionsfreyheit aufzuheben, und durch die Schranken der Inquisition alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen. Auch kannte sie bereits durch eine traurige Erfahrung das schrecklich Drückende spanischer Besatzung.

So große Ursachen nun die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermaßen der des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getreide aus der Provinz versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Übergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen.

Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im July 1584 seine

Macht zusammen, und rückte in die Nachbarschaft der Stadt Antwerpen heran, in der Absicht, sie zu belagern.

Aber sowohl die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriff Trotz zu biethen. Von brabantischer Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreymahl größere Landmacht, als der Herzog beysammen hatte, und noch überdieß eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom von Gent aus alle Bedürfnisse im Überfluß zuführte, so öffnete ihr der nehmliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Dazu kam, daß die umliegenden Städte, Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumahl noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. — Es bedurfte also zwey verschiedene Heere an beiden Ufern des Stromes, um die Stadt zu Lande zu blockiren, und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen

Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10,000 Mann Fußvolk und 1700 Pferde geschmolzen; eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterey auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz allen diesen Hindernissen, an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes seyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst, und in die erprobte Fähig-

keit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwey ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Caprizuchi und Mondragon, widerriethen alle ein so mißliches Wagestück, wobey man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege, und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht, und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Übung und Tapferkeit in dem damahligen Europa nicht ihres Gleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere commandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Er kannte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam, und hoffte durch Versprechungen großer Eroberungen ihre Habsucht zu erregen, und damit ihre jetzigen Beschwerden vergessen zu machen.

Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hun-

ger, und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr für's erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller Basteyen bemächtigen, welche die Antwerper an beyden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beynahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.

Weil aber Zeit erfodert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Ver-

bindung setzen, zahlreiche Basteyen anzulegen, und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereyen die Gegend umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreytausend Mann herum, und so nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Kriegs, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Übergabe zu bringen.

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung bey Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterey, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwey starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshöck, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo, gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer, liegt. Der Angriff auf das letztere wurde von dem Herzog von Parma dem General Mondragon anvertraut.

Von dem Besitze dieser beyden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeyziehen müssen. Beyde Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshöck wagte, brachte diese Festung in Spanische Hände. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freywillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Überfall weggenommen; so, daß in kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem Brabantischen Ufer leistete einen desto boßhaftern Widerstand, weil man den Antwer-

pern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen, und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Überschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleußen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drey Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweytausend Todten vom Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bey Stabröck, und begnügten sich von Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und in der eindringenden Osterschelde eine Brustwehr entgegen setzen.

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren.

Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abentheuerlich hielten.

Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die

durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schien jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der antwerpischen und seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element, eine so langwierige Arbeit zu stören.

Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen.

Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Meeres hatte ausmessen lassen, und mit zwey seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rath gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern, und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zur Bedeckung der Brücke wurden an beyden Enden derselben starke Basteyen aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andere auf dem brabantischen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.

Indem man im spanischen Lager zur Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Verbindung alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freye Hand gegen beyde Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen, und das Land umher unter Wasser zu setzen.

Die Hauptbastey vor dem Brüßler Thore, wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nun desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von

der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth.

Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastey geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieß erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweystündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Wall auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern, und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen starken Widerstand befürchten.

Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten sich zu ergeben, und empfingen im August 1584. spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war

diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher, nach dem Urtheil der Sachverständigen, eben so viele Wochen erforderlich erschienen.

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe lagen, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Ersatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger, nebst seinem ganzen schrecklichen Gefolge mit schnellen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nehmlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte.

Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbey sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren sich unter Karl V. hatten verstehen müssen, nehmlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reiseten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog

von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte.

Die Stadt mußte eine Geldbuße von zwey Mahl hundert tausend Gulden erlegen, die verjagten Katholiken zurückrufen, und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den letztern eine Frist von zwey Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweytausen Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahrs im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten 3000 Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.

Mehr durch die Furcht seines Nahmens, und durch das Schrecken des Hungers als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die im Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, 37000 Häuser zählt, und aus 20 Inseln besteht, die durch 98 steinerne Brücken verbunden werden.

Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Be-

herrschern zu erringen gewußt hatte, nährte in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Grundsätzen der Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freyheits-Sinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beyde Triebfedern verbunden, führten alle jene stürmischen Auftritte herbey, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch immer reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen, und allerley Baugeräth, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Nilroden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen; auch die Blockhäuser ohnweit Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung einer Hülfe aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten

auf den Beystand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welches zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte.

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte.

Um jedoch nicht zu versäumen, was zur Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief der Prinz von Oranien kurze Zeit vor seiner Ermordung den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen der Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blauvgarendick genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde, sobald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen auszugießen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Wälder einen Weg durch die Stadt eröffnen zu können.

Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Stadtrath und den größten Theil

der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde, denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme nebst dem Weideland in Besitz genommen hatte.

Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bey denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beyden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bey Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Westerschelde beynahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Hülfe aus England und Frankreich erwartete.

Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfsleistung aufgefordert.

Nachdem aber die Feinde an beyden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten; nachdem im Brabantischen ein Plaz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterey alle Zugänge von der Landseite sperrte; so stiegen endlich bey den Einwohnern Antwerpens ängstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf.

Die Stadt zählte damahls 85000 Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich 300,000 Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten, fehlte es beym Anfang der Belagerung weder an Lieferungen, noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes, wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Vorräthe aufkauften, und dann bey eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten.

Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen, und ihr in der

Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft redlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieß Geld vorschießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als Pfand in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten.

Aber dieser Vorschlag wollte den reichen Einwohnern nicht gefallen, welche einmahl beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwey Jahre mit dem nöthigen Proviant zu versorgen, ein Vorschlag, wobey sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmahl auf so viele Monate versorgen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht geachtet werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.

Der Stadtrath, um ein Übel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu diesem Wagestück ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Stadtrath um eben diese Zeit einen Befehl ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herunter gesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete der Stadtrath, daß alles aus freyer Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf, und verließen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt lange zu ernähren. Eine völlige Sperrung der Schelde hielt man für unmöglich. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schel-

de zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen abentheuerlichen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. Ein Strom, der 2400 Fuß breit, und wenn er auch nur sein eignes Wasser hat, über 60 Fuß tief ist, daneben, wenn ihn die Meeresfluth hebt, um 12 Fuß zu steigen pflegt, ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis an den Grund zu reichen, und über die Fläche empor zu ragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis bildet, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen, und auf welchem Wege in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbey passiren, wo eine Flotte bereitstehe, sie entweder aufzufangen, oder in Grund zu bohren. Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet.

Sobald die Basteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beyden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hinein gebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße bildeten. Sie war so breit, daß acht Mann neben einander Platz hatten, und ein Geländer, das zu beyden Seiten hinweg lief, schützte vor dem Musketenfeuer der Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beyden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen den zwey Estacaden ein Raum von mehr als 600 Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurch

segeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten herbeygeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbey zu bringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sich beyde in ein länglichtes Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus, wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurch wagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartete schnelle Eroberung riß den Herzog auf ein Mahl aus seiner Verlegenheit.

Er fand in dieser Stadt alles Nöthige, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war blos, es sicher herbeyzuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg.

Durch Eröffnung der Dämme bey Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde paßirt, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen, und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bey dem Flecken Borcht eine Bastey errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte.

Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne lebhaften Kampf mit der feindlichen Flotte, welche ausgeschickt war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bey Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde.

Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte.

Als dieser die Arbeit gethan, und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Dammes, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastey an der Stelle auf, um den gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bey weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeygeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht rekognoszirte, einen neuen Weg für seine Flotte ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke vor, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf ein Mahl einen lebhaften Schwung gab.

Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Ort man noch etwa 5,000 Schritte bis zum Anfang der Überschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbey, das bey Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Überschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Be-

vern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohn' Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich 14,000 Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bey Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bey Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang; von allen Orten und Enden strömte der Überfluß herbey, so, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vortheil an sta-

chen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeygekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte.

Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegen gesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bey einem ernsthaften Angriff auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die nachläßige Unentschlossenheit der Feinde befreyte ihn von der andern. Zwar geschah' es mehrmahls, daß mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälk erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Berathschlagungen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampf der Partheyen das allgemeine Beste vernachläßigt. Die Regierung war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu großer Antheil davon gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen,

mit Einsicht wählen, und mit Festigkeit ausführen konnte.

Die wenige Übereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, würde indessen bey weitem nicht soviel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre; aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwey entgegengesetzte Partheyen getheilt, indem die ersteren sehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshöck in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernst anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksal. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden übergaben dem Rath eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Könige in Unterhandlungen treten möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine derselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es

ruhte auch nicht eher, als bis ein Befehl bekannt gemacht ward, welcher auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine der Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorgerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch: ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte.

Er erließ zu diesem Ende im November an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Übergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Schreiben als Verführte, und wälzte die ganze

Schuld ihres Abfalls auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreyt habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biethe er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden unterhandeln könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bey Zeiten unterwerfen würden, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs äußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlmeinenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter uud seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er un-

umschränkter Herr seiner Handlungen wäre; sie vertheidigte dabey mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeygeführt, und die Provinzen von der spanischen Krone abwendig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem König von Frankreich einen neuen gütigen Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der größten Undankbarkeit schuldig zu machen.

Die vereinigten Provinzen nähmlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre alten Vorrechte zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen wichtigen Beystand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich III., König von Frankreich, war auch für seine Person nicht abgeneigt, sich dieses Anerbiethen zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intri-

guen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nöthigten ihn, wider seinen Willen davon abzustehen.

Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königinn Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beystand leistete.

Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen St. Aldegonde nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Unternehmung begünstigen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung von Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreyfachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicher Weise waren zwischen dem Anführer

seiner Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber, weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihm dieser Versuch seine Freyheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger.

Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers durch die damahls noch offne Brücke schlugen, Proviant in die Stadt brachten, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß ins künftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich herauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemahls voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier, einige der letzteren wurden verbrannt, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen

Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Brücke nun mit allem Ernst vorgenommen.

Zwischen beyden Staketen war noch ein Raum von mehr als 600 Schritt auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde.

Man nahm 32 Playten (platte Fahrzeuge) jede 69 Fuß lang und 20 breit diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Cabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, daß sie noch gegen 20 Fuß von einander abstanden, und dem Strom den freyen Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwey Ankertauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Meeres, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg, oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Über die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiff-

brücke, davon beyde Stakete nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammen genommen, eine Länge von 2400 Schritten. Dabey war diese furchtbare Maschine so künstlich eingerichtet, und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speyen, und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beyden Forts St. Maria und Philipp, welche die Brücke an beyden Ufern begrenzten, und außer den zwey hölzernen Basteyen auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt, und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der 32 Schiffe noch 30 Bewaffnete nebst 4 Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf, oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem 97 Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als 1500 Mann, die theils die Basteyen, theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Musketen-Feuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind

nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschienen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke, und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus 33 Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe quer über den Strom hingelagert, und je drey und drey mit Mastbäumen aneinander befestigt waren, so daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte 14 lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegen kehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können, daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon den Nahmen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke, und noch ein Theil der Staketen wurde von diesen Schwimmern bedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungs-Anstalten kam noch eine Anzahl von 40 Kriegsschiffen, welche an beyden Ufern lagen, und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten.

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585 als dem siebenten Monat der Belagerung fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubeltag für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündet, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphes recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinweg fließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bey diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabey geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte.

Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens, mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogen-

buſch gewagt, um entweder die Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diverſion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und ſo verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle ihre Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande. Durch einige Flüchtlinge, welche ſich durch die ſpaniſchen Vorpoſten hindurch in die Stadt geworfen, wurden dieſe traurigen Nachrichten darin ausgebreitet, und ein Kundſchafter, den der Bürgermeiſter ausgeſchickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognoſciren, vergrößerte durch ſeine Ausſagen noch die allgemeine Beſtürzung. Er war ertappt, und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und beſonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueſte beſichtigen zu laſſen. Nachdem dieß geſchehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, ſchickte ihn dieſer mit den Worten zurück: „Gehe, und hinterbringe denen, die dich geſchickt haben, was du geſehen haſt. Melde ihnen dabey, daß es mein feſter Entſchluß ſey, mich entweder unter den Trümmern dieſer Brücke zu begraben, oder durch dieſe Brücke in eure Stadt einzuziehen.

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auf ein Mahl den Eifer der Verbündenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu befürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Augenblick auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn.

Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen der seeländischen Admirale, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf ein Mahl die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Herzog in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Liflo unterstützt, mit so glücklichem Erfolg, daß die Wäl-

le in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet, und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete, sie überließen dem Feinde die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf folgenden Schanzen bemeisterte.

Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder genommen wurden, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ.

Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freyen Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß während man von Antwerpen aus, durch schon bereit gehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengen würde, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrath von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Öffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.

Denn, ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in

den Mauern von Antwerpen ein Mann an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, aus Mantua gebürtig. Er hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste im niederländischen Kriege anzubieten. Aber von langem Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in ihrer gegenwärtigen bedrängten Lage seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nähere, so bat er sich von dem Stadtrath drey große Schiffe von 150 bis 500 Tonnen aus, in welchen er Mienen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch 60 Playten, welche mit Ketten an einander gebunden, und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden,

und um die Wirkung der Mienen zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zum fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwey kleinere Schiffe von 70 bis 80 Tonnen, nebst einer Anzahl Playten, bewilligt wurden.

Mit diesen zwey Schiffen, von denen er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art.

Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch, und vierzehn lang war. Diesen Kasten füllte er mit 60 Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief, und zehn Schuh hoch über den Schiffsrand empor ragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und

andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen angefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mienen anzünden sollten. Zum Überfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte.

Um dem Feinde die Meinung beyzubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch 32 Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten von einer halben Stunde zur andern nach der Brücke hinunter laufen, und die Feinde zwey ganzer Stunden lang unaufhörlich in Arbeit setzen, so daß sie

endlich vom Schießen erschöpft, und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das schließende Werk von der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er, durch dieses Vorposten-Gefechte den Feinden zu thun zu geben, sie hervorzulocken, und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieser großen Unternehmung bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet; besonders, da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankerthaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je mehr er derselben sich entziehen wollte. Kaum war es dunkel geworden, so sah'

man von der Stadt her drey brennende Fahrzeuge daher schwimmen, dann noch drey andere, denen gleich darauf eben so viele folgten. Man ruft durch das spanische Lager in's Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Gewaffneten. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe, und zogen, theils paarweise, theils zu dreyen, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie im Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte, Jakobsohn, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachläßigkeit oder Vorsatz darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen all zu geschwinde hinter einander ablaufen, und ihnen auch die zwey großen Mienenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick.

So weit das Auge dem Strom folgen konnte, war alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weithin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteyen links dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier, als auf der Brücke unterm Gewehr standen, glänzten im Wiederschein. Mit

einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fête als einem feindlichem Angriff glich; aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußeren Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweytausend Schritte nahe gekommen war, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwey Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms, und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.

Jetzt verwirrte sich der Zug und die Führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bey den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hangen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer, selbst der eine von den beyden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Strand, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahe gelegenen Schanze

arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb, und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen, und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang.

Auf einmahl kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine

mit Stangen aufzuhalten, und die Flamme zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastey im Wasser bildete, und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterey, und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem der Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freyherr von Billy, Gouverneur von Frießland; die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere, alle ihrer eignen Gefahr uneingedenk, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt.

Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähnrich, und beschwor ihn, sich von einem Orte hinweg zu begeben, wo seinem Leben augenscheinliche Gefahr drohe. Er wiederhohlte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dieß sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit des Mannes über-

rascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück.

Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wider zu sich selbst kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten, und mit Mauer hoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden; so, daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuhe hoch im Wasser standen. Drey Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beynahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theil der Schiffbrücke aus einander gesprengt, zerschmettert, und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Fluth geführt worden. Selbst die ungeheuern Steinmassen, welche die Miene bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder ge-

schläudert, so daß man nachher mehrere davon tausend Schritte weit aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücke gegangen.

Aber schrecklicher, als alles dieß war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wuth, diejenigen nicht einmahl gerechnet, welche mit verstümmelten, oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen, und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt; noch andere erstickte der Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschläuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bach der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige hingen zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andere waren in den

Schiffseilen hängen geblieben. Von allen Enden her erhob sich ein herzzerschneidendes Geschrey nach Hülfe, welches aber, weil jeder mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde. Von den Überlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet.

Einen Offizier, mit Nahmen Tucci, hob der Wirbelwind, wie eine Feder, in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herab sinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer, und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen wäre.

Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblick; denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine zeitlang glaubte man ihn auch

wirklich todt, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand am Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Nachricht, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab.

Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte; aufgerieben ein großer Theil seines Heeres, ein anderer verstümmelt, und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Officiere getödtet, und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey.

Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bey dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander ge-

sprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurch zu ziehen; dabey war die Verwirrung der Truppen in diesem ersten Augenblick so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, die Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. — Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen!

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verlohren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurch gekommen seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wur-

de der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen.

Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sache wieder zurück, mit der Bothschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt, und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessere Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen, und da man die Flotte bey Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemanden fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bey Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt.

Einer so groben Nachläßigkeit konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und ohne Selbstständigkeit Rath bey der Menge hohlte, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind ver-

hielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwey Tage schwebte dieser in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bothe von Lillo, der unter der Brücke hindurch geschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete.

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war fast ein Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben vorzubeugen.

Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hoffnung.

Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monathe in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand an's Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder

aufzurichten, die erbrochenen zu erſetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Arbeit nicht, und ſeinem Beyſpiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch dieſes Beyſpiel angefeuert, that ſein Äußerſtes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgeſetzt, unter dem beſtändigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, das Geräuſch der Werkleute zu übertönen.

Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüſtung der Nacht wenige Spuren mehr zu ſehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergeſtellt war, ſo täuſchte doch dieſer Anblick die Kundſchafter, und der Angriff unterblieb.

Mittlerweilen gewann der Herzog Friſt, die Ausbeſſerung gründlich zu machen, ja ſogar in der Bauart der Brücke einige weſentliche Veränderungen anzubringen. Um ſie vor künftigen Anfällen ähnlicher Art zu bewahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, ſo, daß derſelbe im Nothfall weggenommen, und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verluſt, welchen er an Mannſchaft erlitten, erſetzte der Herzog durch Garniſonen aus den benachbarten Plätzen, und durch ein deutſches Re-

giment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobey der spanische Fähnrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffes in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er sie anfangs, aber vergeblich verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen, und solche auch wirklich zum zweyten Mahle aus einander sprengten. Dieß Mahl aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweyten Mahl die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Gianibelli ließ sich durch diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs neue zwey große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber, wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich

niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht wie die vorigen von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden.

Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, soll auf eine sonderbare Erfindung gefallen seyn. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segeln von dem Winde angeschwellt wurden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben konnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte; denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms; sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinander sprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen, und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiff, welches Gianibelli nach Art des Ersten, das so gut gewirkt hatte, zubereitete, und mit 40,000 Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil

es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Weg ihre Rettung zu suchen.

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schifffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frey zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren.

Man erinnerte sich an das Beyspiel der Stadt Leyden, welche, zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Überschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beyspiel beschloß man nachzuahmen.

Zwischen Lillo und Stabroeck im Lande Bergen streckt sich eine große, etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer, und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde permittelst seiner Schiffbrücke hüthen; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfall die nähmlichen Dienste leistete. Eben dieß war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beym

Anfang der Belagerung gerathen, und Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück; aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

Jene Ebene nehmlich durchſchneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Nahmen führt, und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen drey Meilen lang erſtreckt, mit deren großen Damm er ſich ohnweit Ordam vereinigt. Über dieſen Damm hinweg konnten ſie auch bey noch ſo hoher Fluth keine Schiffe führen, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſo lange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die ſeeländiſchen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene von Antwerpen herabzuſteigen.

Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieſes voraus ſah, ſo hatte er gleich bey Eröffnung der Blokade von demſelben Beſitz genommen, und keine Anſtalten geſpart, ihn bis aufs äußerſte zu behaupten. Bey dem Dorf Stabroek ſtand der Graf von

Mannsfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Verbindung mit der Brücke und dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Krieges sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Meerfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen.

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen oberhalb und unterhalb Lillo den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen.

Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederhohlte Versuche gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernst anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturm bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählich sicher werden sollte.

Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flotille zu unterstützen, drey Feuerzeichen von dem Hauptthurm sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinden. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufgingen: so ließ Graf Hohenlohe sogleich 500 seiner Truppen zwischen zwey feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriff, die übrige Mann-

schaft, zweytausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dicht gedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beystand sich sehen ließ: so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt, und von dem schon eroberten Damm wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust sich zurückzuziehen.

Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es an der schlechten Übereinstimmung ihrer beyderseitigen Unternehmungen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm.

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm, als auf die Brücke die Belagerung zu endigen.

Der 16te März 1585 war zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beyden Theilen wurde das Äußerste angewendet, diesen Tag entscheidend zu machen.

Die Holländer und Seeländer brachten in Vereinigung mit den Antwerpern über zweyhundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen, sie ihre Städte und Zitadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwey entgegen gesetzten Seiten den cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldebrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen.

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte gleich nach Eroberung des Damms an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der cowensteinische Damm sich in den großen Wall der Schelde einsenkt, und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon

zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Kowenstein die St. Jakobsschanze aufgeführt, und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgsschanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahlschanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf welchem sie ruhte, den Nahmen führte. Am äußersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastey, worin der Graf von Meerfeld, nebst einem Italiener, Capizuchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdieß an beyden Enden des Dammes, und längs der ganzen Richtung desselben, Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit desto schwerer zu machen.

Früh Morgens am 16ten May setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus, durch das überschwemmte Land, vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jenes furchtbaren Vulkans erinnerten, so sehr in

Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dieß war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen, und den Damm, an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahlschanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dergleichen beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie, und einer tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben.

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Osterweel herbey, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den nächsten feindlichen Redouten eine Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden, und die Schanzgräber

decken sollte. Diese, mehr als hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beyde Meere in Kurzem miteinander vereinigt zu sehen.

Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwey nächsten Redouten herbeyzueilen, und einen muthigen Angriff zu machen, während daß das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte.

Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach, und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Lärm mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet, und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen.

Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Taglöhner mit Heldenmuth zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht,

der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbey. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bey der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen durchschlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden begraben hatten.

Endlich aber, als ihre meisten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde sich unaufhörlich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen.

Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theil des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckte. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein Antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstete

Stadt auf einmahl mit den frohesten Hoffnungen und, als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterwicker Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen.

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs Schanze an, welche Camillo von Monta, der aus St. Jakob herbeyeilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen nun heftig beschossen wurde, und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam

noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen diesen und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beystand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also die Entkräftung und Unthätigkeit des Feindes dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet, und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde.

Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Beharrlichkeit, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe der Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in dem Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu mühsam und langweilig, den Deich zu durchgraben, und hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidendsten Augenblick den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren und dort Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.

Während daß auf dem Damm von beyden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Schiffbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damm her, entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreyt sah, in eigener Person den Deich zu entsetzen. Von zwey hundert spanischen Pickenieren begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern.

Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwey nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den die Gegend des Schlachtfeldes noch mörderischer machte.

Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beyder Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beyde Partheyen fochten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beyden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit beseelte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreyen suchten, welche der Feind zu Wasser und Lande heftig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgeworfen hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohl befestigten Wall, und das Geschütz beyder Flotten deckte diesen wichtigen Posten.

Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquilla mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzug seyen.

Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beyder Heere, und von beyden Seiten geschah das Äußerste, sowohl diese Bastey zu erobern, als sie zu vertheidigen.

Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht blos müßige Zuschauer bey diesem Kampfe zu bleiben. Der Herzog stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmahl wurden sie zurückgeschlagen.

Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Kriege hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten.

Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfre Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen

Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen.

Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den mansfeldischen Truppen mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und indem der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe der Wälle zu ersteigen. Barthelemi Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizuchi auf dem Rande der Brustwehr, und so wurde denn gleich rühmlich für beyde Nationen der Wettkampf entschieden.

Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte.

Den Italiener Capizuchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu verdanken habe. Den spanischen Hauptman Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier nach Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf ein Mahl den Muth, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fing an sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bey einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damm zurück, und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dieß der Herzog, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe.

Die holländischen Hülfstrupen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beyspiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber, weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil je-

der dem andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken.

Die Antwerper, die für ihre Freyheit, ihren Heerd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht, und mit ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche voraus gelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen, aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten.

Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern, die Ertrunkenen nicht gerechnet, etliche tausend auf dem Platze geblieben, und auf beyden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreyßig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und funfzig Kanonen

und anderm Kriegsgeräthe, in die Hände der Sieger. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreyzehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Öffnungen wieder zuzustopfen.

Den folgenden Tag fiel den Spaniern noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hätte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwand zu der nehmlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Ungeheuer den stolzen Nahmen „Ende des Kriegs" beylegte, den es nachher mit der weit passendern Benennung „verlornes Geld" vertauschte. Als man das Schiff in See brachte, fand sichs, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde.

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidentlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit desselben immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Vorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke der Stadt weggenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet.

Endlich fiel auch noch die benachbarte bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten.

Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft

werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beynahe zu einem Aufruhr gekommen wäre.

Und so sah sich denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volkes nachzugeben, und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Übergabe der Stadt in Unterhandlung zu treten, und sie wirklich zu übergeben.

V.

Gleim und Klopstock.

Zu Schnepfenthal den 6ten April 1803. in der ersten Deutschen Classe gesprochen

von

J. Glatz.

Es ist dieß die letzte Lehrstunde in diesem Winterhalbenjahre, in welcher wir, meine jungen Freunde, beysammen sind. Mit Vergnügen gestehe ich, daß ich in den verflossenen sechs Monathen mehr als Ein Mahl Veranlassung hatte, mich über das gute Betragen aller Schüler dieser Classe, so wie über ihre Aufmerksamkeit und den Fleiß, den besonders einige bey ihren schriftlichen Ausarbeitungen bewiesen haben, zu freuen. In mehreren mir gelieferten Aufsätzen bemerkte ich Spuren von lobenswürdigem Nachdenken, von einem sich sichtbar entwickelnden Sinne fürs Schöne, und einem glücklichen Streben nach Veredlung des

Geschmacks. Möchten alle von Euch bey diesem guten Anfange nicht stehen bleiben, sondern mit Eifer in ihrer Vollkommenheit fortschreiten, damit sie einst in die Reihen der edleren Menschen mit eintreten können!

Die letzte Stunde in diesem halben Jahre glaube ich nicht besser anwenden zu können, als wenn ich Euch an zwey vaterländische Dichter erinnere, die sich in vielfacher Hinsicht um die Bildung ihrer Nation hohe Verdienste erworben haben, und vor kurzem von diesem Planeten abgetreten und dahin gegangen sind, woher keine Kunde zu uns herüber schallt. Mit dankbarer, wehmüthiger Empfindung nenne ich Euch die zwey gefeyerten Nahmen — Gleim und Klopstock. Mit Liebe und Achtung nennt sie der edlere Deutsche Jüngling, und mancher ehrwürdige Greis, den Pforten des Todes nahe, spricht sie mit Rührung und der seligen Hoffnung aus, bald in einer andern Welt mit den entschlummerten Freunden sich vereint zu sehen. Nur wenige Worte sollen ihrem Andenken gewidmet seyn; obgleich die Verdienste der Gestorbenen so zahlreich und von der Art sind, daß mehrere Stunden nicht hinreichten, an alle zu erinnern.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim war den 2ten April 1719. zu Ermsleben, im

Halberstädtischen, geboren, und studierte ums Jahr 1740 in Halle die Rechte, wo er mit dem vor einigen Jahren verstorbenen Dichter Uz eine innige Freundschaft schloß. Nach seinem Abgang von der Universität wurde er auf die militärische Laufbahn verschlagen, und kam zu dem Prinzen Wilhelm, einem Sohne des Markgrafen Albrecht von Schwedt, als Stabssekretär. Prinz Wilhelm recognoscirte die Festungswerke von Prag, und wurde, nahe beym Invalidenhause, durch eine Kanonenkugel zu Boden gestreckt. Der große Friedrich empfahl den kraftvollen jungen Gleim dem Prinzen Dietrich von Dessau, bekannt unter dem Nahmen des alten Dessauers. Gleim verstand mit diesem heftigen, barschen Manne, der in donnernden Flüchen eine vorzügliche Stärke befaß, umzugehen und auszukommen. Im Jahre 1747 wurde er Sekretär des Domstifts Halberstadt, und später Kanonikus zu Walbeck. Diese Stellen gaben ihm manche Veranlassung, Gutes zu stiften; jede dieser Veranlassungen ergriff er mit ungehäucheltem Vergnügen, denn er war Menschenfreund in der edelsten Bedeutung des Worts. Gewöhnt an rastlose Thätigkeit, benutzte er selbst die Stunden der Nacht zum Lesen und Schreiben; vor seinem Bette brannte beständig eine Nachtlampe, und schon

vier Uhr des Morgens verließ er sein Lager, schrieb Briefe oder verrichtete mit raschem Geiste andere Geschäfte. Seine Erhohlungsstunden waren größtentheils dem Genusse der Freundschaft geweiht. Unter den Freunden, die seiner Liebe und Güte vieles zu danken hatten, zählt man mehrere berühmte Nahmen. Seine Lebensart war einfach; seine Enthaltsamkeit groß; Klopstock nennt ihn in einer trefflichen Ode: Der Wein und das Wasser, den undurstigsten von allen Sängern.

Gleims Leben wurde durch die Gunst, die ihm die Musen schenkten, erheitert. Er trat als Dichter in einer Periode auf, wo der Geschmack in Deutschland noch auf keiner hohen Stufe stand, und wenn daher so manche seiner Poesien den Forderungen nicht entsprechen, die man jetzt an die Werke der Dichtkunst thut, so muß man dieses zum Theil der Zeit anrechnen, in welcher Gleim lebte. Noch besaßen die Deutschen nicht die treuen, vollendeten Übersetzungen der besten alten Classiker, durch die sich besonders Voß unvergängliche Verdienste erworben hat; noch wand die Deutsche Sprache sich in schweren Fesseln, verachtet selbst von großen Gelehrten, die, bey einer genauen Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, ihre Muttersprache fast ganz vergessen

hatten; noch wirkte kein Göthe, kein Schiller für die Veredlung des Geschmacks ihrer Nation. Milde, nachsichtsvolle Beurtheilung einem Dichter, der von dem Geiste der Zeit weit weniger begünstigt wurde, als die Sänger unsrer Tage; herzlichen Dank jedem, der die Morgenröthe des bessern Geschmacks in Deutschland hervorrufen und zu dem hereinbrechenden helleren, freundlicheren Tage vorbereiten half! Unter die Zahl der Dichter, welche dieß thaten, gehört auch Gleim. — Er zog die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen besonders durch seine Preußischen Kriegslieder eines Grenadiers auf sich; sie athmen kriegerischen Muth, unbegrenzte Bewunderung des großen Friedrich, und einen Patriotismus, der in Deutschland mit jedem Tage seltener wird. — Als Fabeldichter verdient er noch immer einen der ersten Plätze unter den Deutschen Dichtern dieser Art. Haben seine Fabeln gleich nicht den originellen Geist der Pfeffelschen: so zeichnen sie sich doch sehr vortheilhaft durch die in ihnen herrschende muntre Laune, durch treffenden Spott und eine angenehme Leichtigkeit und Naivität aus. — Seine übrigen Gedichte, in welchen er besonders Liebe und Wein besingt, ob er gleich selbst nie in eheliche Verbindung trat und den Wein nicht trank, charakterisirt ein schalkhafter, freundlicher,

scherzender und kindlich naiver Ton. Eine kleine Schrift von ihm, die unter dem Titel: „Halladat" erschien, ist voll der trefflichsten Lebensweisheit, vorgetragen in einer höchst einfachen, aber ans Herz gehenden Sprache. Nur ein Paar Stellen daraus will ich anführen. Der Dichter setzt auseinander, worin Menschentugend bestehe, und sagt dann auch Folgendes:

Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wütheten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
Hinübergehen, immer, immer gut
Den Bösen seyn, dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.
Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren; wann und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann. Vermehrest du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sey König oder Bettler, du gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Sehr wahr sagt einer der geistreichsten Schriftsteller Deutschlands, Herder, von Gleims

Halladat: „er enthält Blätter zum echten Kokan der Menschengüte. Und dieser Lehrer spricht nicht nur, er thut auch also."

In den letzten Worten liegt für Gleim ein Lob, das für den edlen Menschen das wichtigste, angenehmste ist, das ihm ertheilt werden kann. Alle Nachrichten über den Verstorbenen stimmen darin überein, daß er dieses Lob verdient habe. Warme Menschenliebe und eine seltene Humanität soll ihn, so wie die Muse, bis ans Grab treulich begleitet haben. Für seinen trefflichen, kindlich bescheidnen, liebenswürdigen Charakter zeigt schon der Umstand: daß die edelsten, geistreichsten Männer der Nation seine Freunde waren, und manche von ihnen weite Reisen unternahmen, um in der Gesellschaft ihres alten, treuherzigen Gleim einige seligere Stunden verleben zu können. Mit dem Dichter und Helden Kleist stand er in der traulichsten Freundschaft; Klopstock, Lessing, Wieland, Voß, Göcking, Weiße, Klamer Schmidt, Jakobi, Denis, Alxinger, Heinse, Retzer, Matthisson, Tiedge und viele andere berühmte Männer verehrten und liebten ihn. Und wer hätte einen Mann nicht ehren und lieben sollen, der als Mensch des Guten so viel um sich verbreitete, als in seinen Kräften stand? der Trostlose liebreich ermunterte,

Bedrängte durch Rath und That auf eine edle Weise unterstützte, und stets im Geiste der Religion der Liebe handelte?

Gleims Jugend- und Herzensfreund Klopstock erfuhr seine Krankheit. Er wandte sich sogleich an einen Freund in Quedlinburg, und erkundigte sich bey diesem um den Zustand des leidenden Gleim. Der Freund reisete deßhalb nach Halberstadt und ließ dem kranken Dichter die Absicht seiner Ankunft melden. Gleim erwiederte, daß er an Klopstock schreiben würde. Er dictirte hierauf Folgendes:

Halberstadt, den 24sten Jan. 1803.

Ich sterbe, lieber Klopstock! Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt. In jenem wollen wirs nachholen. Die Muse hat mich an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bey mir. „Gedichte vom alten Gleim, auf seinem Sterbebette" werden jetzt zum Druck, für wenige Leser, ins Reine geschrieben. Ein Exemplar von Nachtgedichten send' ich nur meinem Klopstock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anstößiges in ihnen finden wird. Mehr zu dictiren fällt mir schwer. Grüßen Sie die Freundinn Ihres Herzens, und die sich meiner erinnert haben, die drey Rei-

marus, die Freundin zu Hamm, und alle, die meinen Klopstock lieben.

Gleim.

N. S. Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde. — Tante Nichte empfiehlt sich ihrem Klopstock.

Am 18ten Februar (1803) Abends um fünf Uhr trat Gleim in seinem 84sten Jahre von dieser Erde ab, und ging in eine Welt über, in welche ihm mehrere seiner geliebtesten Freunde bereits vorangegangen waren. Ruhe, heilige Ruhe seiner Asche!

Gleim war noch nicht lange todt, als auch sein Herzensfreund Klopstock in Hamburg sein Auge schloß — ein unersetzlicher Verlust für Deutschland! Nur mit Ehrfurcht kann sein Nahme genannt werden. Er war mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Zierde, der Stolz des Vaterlandes; er wird es bleiben, so lange der Sinn für höhere Dichtkunst nicht ganz verschwindet.

Klopstock war den 2ten Julius 1724 in Quedlinburg geboren, wo sein Vater, der späterhin ein Amt, Friedeburg, pachtete, Commissions-Rath war. Auf dem Lande verlebte Klopstock sein Knabenalter sehr

froh. Heroische Spiele übten seinen Körper, und er übertraf alle seine Gespielen im Laufen und Wettrennen. Dabey machte er auch in der Ausbildung des Geistes gute Fortschritte. Nicht sowohl befand er sich in Quedlinburg, wohin sein Vater vom Lande zurückkehrte.

Im Jahre 1739 kam Klopstock nach der Schulpforte, einer Lehranstalt, die durch gründlichen Unterricht, sowie durch strenge Gewöhnung der Schüler zu anhaltender ernster Thätigkeit sich von jeher ausgezeichnet, und Männer gebildet hat, die allezeit der deutschen Nation Ehre machen werden. Hier nährte Klopstock seinen Geist mit dem Besten, womit man ihn nähren kann — mit den klassischen Werken der Griechen und Römer, die in Rücksicht des reinen, edlen Geschmacks stets Muster bleiben werden. In der Schulpforte entwickelte sich sein poetisches Talent sichtbar, und schon hier gerieth er auf die Idee, einen Messias zu dichten.

Im Jahre 1746 kam Klopstock auf die Universität zu Jena, wo er sich der Theologie widmete. Hier fing er den Messias an, ein Gedicht, das ihm unsterblichen Ruhm zusichert. Er arbeitete einige Gesänge davon in Prosa aus. Auf seinen Spaziergängen an der Saale bey Jena durchglühte ihn besonders der Wunsch, dem

Homer und Virgil auch im Wohlklange der Sprache nachzueifern, und er beschloß, den Messias in Hexametern zu schreiben, in einer Versart also, die bis dahin unter den Deutschen nicht gebräuchlich war; er ist der erste, der sie unter ihnen einführte. Ein geliebter Freund, Schmidt, zog ihn von Jena nach Leipzig, wo er ganz im Stillen an seinem Gedichte fortarbeitete.

Im Jahre 1748 erschienen die ersten Gesänge des Messias, ohne daß sich der Dichter nannte. Sie setzten die Leser in staunende Bewunderung. Bodmer, ein großer Kunstkenner in der Schweiz, schrieb an den Dichter Lange: „Habe ich Ihnen meine Verwunderung über das epische Gedicht eines jungen Leipzigers, den Messias, schon zu erkennen gegeben? Ich habe das zweyte Buch davon gelesen. Miltons Geist ruht auf dem Verfasser."

Es ist ein Merkmahl großer Geister, daß sie ihrem Zeitalter voranfliegen, und oft nur von der spätern Nachwelt ganz verstanden werden. Auch Klopstock eilte seinem Zeitalter zuvor. Für sehr viele war sein Messias ein verschlossenes Buch. Einen so hohen Schwung hatte bis dahin noch keines Deutschen Dichters Phantasie genommen, in einer so erhabenen, heiligen Sprache noch keiner geschrieben. Was Wunder, wenn nur wenige

größere Seelen sie ganz faßten? Vielen blieb sie fremd und unverständlich. Selbst Basedow, der feurige, in hohen Worten schreibende Basedow, sagte zu Klopstock, als dieser ihm aus der Messiade vorlas: „Aber man wird Ihre Sprache in Deutschland nicht verstehen.“ — So mag Deutschland sie lernen! antwortete Klopstock, und Deutschland — zu seinem Ruhm sey es gesagt — hat sie gelernt.

Im Jahre 1748 kam Klopstock als Hauslehrer zu einem Verwandten, Weiß in Langensalza, wo mehrere seiner trefflichsten kleineren Gedichte, Elegien und Oden, ihr Daseyn erhielten.

In der Schweiz, wo damahls mehrere Dichter und Kunstkenner die Aufmerksamkeit des gelehrten Deutschlands auf sich zogen, wünschte man den ausgezeichneten Dichter Klopstock zu sehen. Bodmer lud ihn ein, zu kommen, und both ihm sein Haus an. Klopstock reisete hin, und wurde mit offenen Armen empfangen. Alles eilte herbey, den großen Dichter kennen zu lernen. Ungeheuchelter Beyfall ward ihm zu Theil. Man wollte ihn auf alle Weise an die Schweiz fesseln, und er war nahe daran, den Bitten der redlichen Schweizer nachzugeben, und bey ihnen zu bleiben.

Drey Vierteljahre lebte Klopstock in der Schweiz ein fröhliches Leben. — Er war darauf

geneigt, eine Stelle am Carolinum in Braunschweig anzunehmen, als der Dänische Minister Bernstorff und der Oberhofmarschall Moltke ihn nach Koppenhagen einluden, wohin der Dichter im Frühlinge 1751 reiste. Der edle, verdienstvolle Bernstorff nahm ihn freundlich auf. Klopstock erhielt einen ansehnlichen Jahresgehalt von dem König von Dänemark, Friedrich V., bey dem er viel galt, und bekam auf diese Weise Muße, an der Vollendung des Messias zu arbeiten. Im Sommer 1754 reiste er nach Hamburg, und verehlichte sich mit einer innigst geliebten Freundinn, die er in mehrern Gedichten, als Meta, besungen hat. Sie ward ihm bald durch den Tod entrissen, und von ihm noch in späten Jahren betrauert. In Hamburg lebte nun Klopstock als Dänischer Legations-Rath bis an seinen Tod ein schönes, edles Leben, bewundert von der ganzen Nation, fast angebethet von vielen frommen Seelen, verehrt und geliebt von den edelsten Freunden, häufig besucht von vornehmen, berühmten Reisenden.

Sein Hauptwerk bleibt immer der Messias; doch zeigt er sich auch in seinen lyrischen Gedichten, besonders in mehrern trefflichen Oden und Hymnen, als großer Dichter. Sein dramatisches Gedicht: „Herrmanns Schlacht" widmete

er dem Deutschen Kaiser, Joseph II, der ihm ums Jahr 1769 dadurch seine Achtung zu beweisen suchte, daß er ihm sein Brustbild, mit Brillianten besetzt, zuschickte. Noch die späte Nachwelt wird dem erhabnen Schwunge, den Klopstocks Geist in seinen Gedichten nahm, und dem gelungenen Streben, das Herz des Lesers von dem Sinnlichen zum Übersinnlichen, von der Erde zum Himmel zu erheben, ihre Bewunderung zollen. Unsterblich sind seine Verdienste um die Veredlung der Deutschen Sprache, von der er eine tiefe grammatische Kenntniß hatte. Seine Diction ist rein, edel, wohlklingend und musikalisch.

Sein Messias ist in mehrere Sprachen, doch nicht sehr glücklich, übertragen worden. Von seinen Werken hat der unternehmende Göschen in Leipzig eine Prachtausgabe geliefert. Klopstock, eingedenk des Einflusses, den sein Aufenthalt in der Schulpforte auf seinen Geist geäußert hatte, schickte, als einen Beweis seiner Dankbarkeit, dieser Lehranstalt ein Exemplar von der Prachtausgabe des Messias. Auch ließ er, der Edle, Dankbare, auf das Grab eines geliebten Lehrers in der Schulpforte Rosen streuen, und gab dadurch den Schülern der gedachten Anstalt ein schönes Beyspiel von Dankbarkeit gegen verdiente Lehrer.

Klopstocks Tod erregte allgemeine Trauer. Er erfolgte den 14ten März (1803). An einem heitern Frühlingstage, den 22ten März, wurde er zu Ottensee bey Altona, wo seine erste Gattinn, die gedachte Meta, begraben liegt, der Mutter Erde anvertraut. Hamburg und Altona vereinigten sich zu einer Todtenfeyer, die den hohen Grad von Achtung und Liebe beweist, mit welcher die Einwohner beyder Städte den Verewigten umfaßten. Einige 70 Kutschen versammelten sich bey dem Sterbehause Klopstocks in Hamburg. Das diplomatische Corps am Nieder-Sächsischen Kreise, die Mitglieder des Hamburger Senats, der dasigen Geistlichkeit, die Lehrer der dortigen Schulen, Gelehrte, Kaufleute u. a. m. machten den ehrwürdigen Leichenzug aus. Er wurde von einer vom Senat gesandten Ehrenwache von Infanterie und Cavallerie begleitet. Zehn Marschälle und vier Ehrenbegleiter führten ihn an. Vor dem Altonaer Thore wurde er von dem Ober-Präsidenten der Stadt, dem geheimen Rathe Stemann, mit einer ansehnlichen Begleitung Altonaer Beamten, Professoren, Geistlichen und Bürger aus allen Ständen empfangen, und durch 50 Kutschen vermehrt. Drey junge Frauenzimmer gingen vom Thore an in weißen Kleidern mit Kränzen und Blumenkörben vor der Leiche

her. Der Zug ging durch die Hauptstraßen von Altona. Zwischen den Marschällen aus Hamburg gingen drey weiß gekleidete, mit Eichenblättern und weißen Rosen gekränzte junge Damen, welche Rosen-, Myrthen- und Lorbeerkränze trugen. Die Wachen, vor welchen der Zug vorbey ging, traten unters Gewehr, und gaben der Leiche Militair-Honneurs; in dem Hafen hatten die Schiffe Trauerflaggen aufgezogen; viele von den Frauenzimmern der gebildeten Klasse hatten sich in Trauer gekleidet; alle Glocken der Stadt läuteten. Als die Leiche bey Ottensee ankam, ertönte eine Trauermusik der Krieger unter Klopstocks Linde an seinem Grabe. Eine außerordentliche Menge von Menschen war herbeygeströmt; das Militair erhielt Ordnung. Die Leiche wurde in die Gottesackerkirche getragen; drey Damen legten Rosen-, Lorbeern- und Myrthenkränze, der Domherr Dr. Meyer eine aufgeschlagene Messiade, und ein Jüngling aus Hamburg einen Lorbeerkranz auf den Sarg. Jetzt ertönte eine feyerliche Musik von hundert Stimmen und Instrumenten; es wurden einige Verse aus Klopstocks Vater unser gesungen. Dr. Meyer sagte einige rührende, schöne Worte zu der tief gerührten Versammlung, und las aus dem Messias die Stelle von Marias Tode. Jetzt erhob sich die Musik von neuem. Als Klopstocks Worte gesungen wur-

den: Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Staub nach kurzer Ruh, wurde die Leiche nach ihrer Ruhestätte getragen. Professor Wollstein legte ein Lied, von Unzer gesungen, in das Grab. Die Leiche sank. Drey Damen streuten Blumen ins Grab. Eine herrliche Linde beschattet den Hügel, unter welchem Klopstock ruht. Seine geliebte Meta ruht ihm zur Seite.

Lange wird Klopstocks Nahme leben! Heilig sey das Andenken an ihn jedem edleren Deutschen Jüngling; heilig sey es auch Euch, meine Freunde; es sey Euch eine Aufforderung, nach einem höheren Ziele zu streben, und Euern Blick stets nach dem Besseren und Göttlichern zu richten.

Denjenigen, welche uns bald verlassen, so wie denen, die in dem künftigen halben Jahre an dieser Stunde nicht weiter Theil nehmen werden, lege ich vorzüglich die Bitte ans Herz: Ein jeder arbeite mit Ernst an seiner innern Veredlung, trage das Seinige zur Verbreitung einer wahren Humanität bey, und halte sich in Rücksicht der den Geschmack bildenden Lectüre, an die bessern, höheren Geister unsrer Nation, unter den Lebenden also vorzüglich an Göthe, Schiller, Friedrich Jacobi und die wenigen, die ihnen geistig verwandt sind. Übrigens wünsche ich Euch allen ein

heiteres Leben, in welchem Tugend und guter Geschmack freundlich Hand in Hand gehen; ich wünsche Euch, um mit dem göttlichen Plato zu reden, das Schöne zu dem Guten.

VI.

William Crotch,

das musikalische Wunderkind.

Diese Erzählung rührt von dem seligen Lichtenberg, Prof. zu Göttingen, her, und ist zuerst in einem Göttingischen Taschenbuche, für ältere Leser, abgedruckt worden. Da sie auch für jüngere viel Anziehendes hat: so trägt der Herausgeber der gegenwärtigen Schrift kein Bedenken, sie in derselben aufzunehmen, und dadurch vor ein Lesepublikum zu bringen, für welches sie nicht zunächst bestimmt war.

Das außerordentliche Kind, William Crotch, ein Sohn von Michael und Isabella Crotch, wurde zu Norwich (in England) am 5ten Julius 1775 geboren. Der Vater, ein sinnreicher Zimmermann, verfertigte sich zum Zeitvertreib eine Orgel, die er in seiner Stube aufstellte, und diesem Umstande hat man die frühe Entdeckung des

musikalischen Genies dieses Kindes zu danken. Denn eine gewisse Frau Kullmann, die zu Norwich mit dem größten Beyfall in der Musik Unterricht ertheilte, war sehr bekannt mit den Ältern des Kindes, kam öfters zu ihnen, und spielte alsdann auch gemeiniglich auf der Orgel und sang dazu.

An einem Abend, es war um die Mitte des Augusts 1777, als eben Frau Kullmann sehr lang spielte und sang, und der Junge auf seiner Mutter Schooß dabey saß, fing er an, ungewöhnlich unruhig zu werden. Die Mutter, die nicht begreifen konnte, was die Ursache davon sey, dachte endlich, es stäche ihn eine Nadel, und kleidete ihn sogar aus, um die Stelle zu finden; allein sie fand nichts, und alles war vergeblich. Indessen als er zu Bette gebracht werden sollte, und man ihn an der Orgel vorbey trug, streckte er seine Arme darnach aus, und dieses mit so vieler Hitze, daß ihn Frau Crotch vor die Claves hinsetzte, die er auch gleich, und, wie sie sich nachher erinnerte, mit einer Art von Entzücken schlug. Sie ließ ihn einige Minuten spielen, und nahm ihn alsdann weg, weil sie alles für gewöhnliche Kinderlaune hielt, und legte ihn zu Bette, das er nun auch willig geschehen ließ. — Den folgenden Morgen, als Frau Crotch nach dem Markte gegangen war,

hielt Herr Crotch das Kind an die Orgel und ließ es spielen. Allein wie sehr erstaunte er, als er Zusammenhang und Ordnung in dem Spiele des Kindes bemerkte; es waren ganze Zeilen aus den Liedern **God save the King** und **Let ambition fire the mind.** Das erstere hatte der Vater mehrmahls in des Kindes Beyseyn gespielt, das letztere Frau Kullmann. Als die Mutter nach Hause kam, konnte sie die Erzählung von den Wundern ihres Kindes nicht glauben, allein der kleine William ließ sich gleich in ihrer Gegenwart zum zweyten Mahle hören, und überzeugte sie völlig, und von dieser Zeit durfte er spielen, so lange, und so oft er Neigung hatte.

Nunmehr war er zwey Jahr und drey Wochen alt, und alles, was nur in Norwich spielen konnte oder Geschmack an Musik hatte, lief nach seinem Hause. Er spielte fast jeden Tag, lernte mehrere Stücke, und fing nun an, mit unter etwas von seiner eigenen Composition einzumischen. Alles, was er zusetzte, war sehr harmonisch, denn jeder Mißklang erregte bey ihm Widerwillen. So spielte er in vielen öffentlichen Assembleen in Norwich bis in den November, da ihn die Mutter nach Cambridge brachte. In dieser Stadt spielte er auf allen Orgeln, zum größten Erstaunen der dortigen Gelehrten und Kenner. Im December wurde er

endlich nach London gebracht, spielte aber nicht eher öffentlich, als bis er sich vor beyden Königl. Majestäten und der Königl. Familie hatte hören lassen, denen er am 7ten Februar 1779 durch Lady Hertfort im Pallaste der Königinn vorgestellt wurde. Hier erhielt er allen nur erwünschten Beyfall, und ließ sich den 26ten darauf in der Königl. Schloß-Capelle zu St. James, nachdem der Gottesdienst vorüber war, noch Ein Mahl auf der großen Orgel in Gegenwart des Königs und der Königinn hören.

Von dieser Zeit an spielte er alle Tage zwischen Eins und Drey öffentlich in einem Hause. Ein guter Beobachter, der sein Spiel am 26ten April mit angehört hatte, ertheilt davon folgende Nachricht:

Der junge Crotch ist jetzt drey Jahre und acht Monathe alt, ist ein munterer, thätiger Junge, hat eine angenehme Gesichtsbildung, schöne blaue Augen, und ein Flachshaar. In der Mitte des Saals an der Wand steht seine Orgel auf einer kleinen, zwey Fuß hohen Bühne, um die man nach dem Zimmer zu einen halben Zirkel von Eisen gezogen hat, der den kleinen Tonkünstler von der Gesellschaft absondert, und ihm auf seinem Sitze Sicherheit gibt. Auf der Bühne vor der Orgel steht ein Armsessel und auf demselben

ein kleiner, geflochtener Stuhl, den die Mutter mit einem Schnupftuch am erstern festbindet, damit er nicht mit dem Virtuosen, der in den kurzen Zwischenräumen, da er nicht spielt, oft allerley seltsame Streiche macht, herunter fällt. Vor ihn hin setzt man gemeiniglich ein Buch, so, daß es den etwas entferntern Zuhörern vorkommen muß, als spielte er von Noten; es ist aber oft weiter nichts als ein Journal oder sonst ein Bilderbuch, auf welches er sein Auge richtet, und womit er sich unterhält, indeß er fremde Sachen oder eigene Phantasien spielt. Ja, während er spielt, lacht er oft, plaudert und sieht sich nach den Leuten um, immer mit seinen kleinen Händen geschäftig auf der Claviatur, und das so unbekümmert und mit so vieler Gleichgültigkeit, daß es aussieht, als wüßte er selbst nicht, was er thäte.

Sein Geschmack ist feyerliche Musik, hauptsächlich Kirchenmusik. Sobald er ein regelmäßiges Stück oder einen Theil von einem, oder auch ein Paar kleine Phantasien von seiner eigenen Erfindung gespielt hat, so hört er auf, und da ist er oft ein muthwilliger Junge. Die Gesellschaft gibt ihm dann gemeiniglich Kuchen, Äpfel, Orangen oder sonst etwas, um ihn wieder zum Spielen zu bringen; aber es hält schwer, ihn zu bewegen, gerade das Stück zu spielen, das man verlangt,

man müßte denn seinen kleinen Stolz rege machen, und ihm zum Beyspiel sagen, man glaube, er kenne es nicht, oder habe es vergessen. Dieses Mittel schlägt selten fehl, und gemeiniglich spielt er das Verlangte mit neuem Feuer.

Nachdem er damahls über eine Stunde gespielt hatte, bath er, man möchte ihn auf die Erde lassen, und ihm ein Stück Kreide geben. Mit diesem legte er sich hin, und zeichnete ein groteskes Gesicht auf dem Boden des Zimmers. Seine Mutter sagte, es gleiche einem alten Grenadier, den er des Morgens im Park gesehen habe. Überhaupt ist sein Talent, nachzuahmen, was er sieht und hört, sehr stark. Einige Leute sagen, er sey eigensinnig. Es ist wahr, er will nicht immer die ganze Zeit hindurch ununterbrochen spielen, als die Gesellschaft da ist; allein es ist genug, daß ein solches Kind noch allemahl spielt, so oft die Gesellschaft kommt.

Noch fügte dieser Beobachter hinzu, daß, wenn jemand mit der rechten Hand etwas auf der Orgel spielt, es sey was es wolle, das Kind gleich mit seiner Linken aus dem Stegreif den Baß dazu spiele.

Andere Nachrichten enthalten von dem kleinen William Crotch noch dieses: er spiele alles nach, was er Ein Mahl gehört habe, und oft mit

Variationen, und sey in diesem Stücke von einigen der größten Meister geprüft worden; er sey von sehr schwächlicher Gesundheit, und daher nicht immer aufgeräumt; er ergötze sich sehr oft mit der Kindertrommel. — Ein Frauenzimmer sang eine ihm ganz unbekannte Arie in seiner Gegenwart zwey Mahl, und beym zweyten Mahle accompagnirte er ihr auf dem Clavier vortrefflich. Mitten im Spielen rief er auf Ein Mahl: Nein! nein! und gab den Ton an, den das Frauenzimmer aus Versehen wirklich verfehlt hatte.

Sobald keine Musik ins Spiel kam, war er in allen übrigen so völlig ein Kind, als irgend eines aus einer gemeinen Kinderstube.

Eine Katze schien ihm, nächst der Orgel und dem Clavier, die größte Unterhaltung zu gewähren. In seinen Mienen zeigte sich oft, wann er spielte, viel Ausdruck. Schon in seinem vierten Jahre wurde er zum **Doctor Musices** feyerlich ernannt.

Diese Nachrichten von William Crotch wurden im Jahre 1779 mitgetheilt. Was wohl aus diesem musikalischen Genie geworden, und ob es wohl noch am Leben seyn mag?

VII.

Napoleons Rückzug aus Rußland im J. 1812. *)

Napoleon Buonaparte gehört zu den glücklichsten Feldherren und zu den merkwürdigsten Männern, die je gelebt haben. Er war der Sohn wenig bemittelter Ältern und auf der Insel Korsika geboren; sein Genie, seine Kühnheit und eine Menge glücklicher Zufälle erhoben ihn zu einer Größe, wie sie kaum ein anderer Sterblicher erreicht hatte; aber sein Übermuth, seine grenzenlose Herrsch- und Eroberungssucht, und die vielen empörenden Gewaltsamkeiten und Ungerechtigkeiten, die er sich nicht nur gegen Einzelne, sondern gegen ganze Völker und Länder erlaubte, stürzten ihn endlich von der Höhe herab, auf der er stand, und er wurde nun eben so tief erniedrigt, als er selbst so manchen Fürsten seiner Zeit erniedrigt hatte.

*) Größtentheils nach einem Berichte von Pfuhl.

In der militärischen Schule zu Brienne, in Frankreich, erzogen, widmete er sich ganz dem Militair-Stande. Die Revolution, die in dem gedachten Lande ausbrach, hatte auch auf sein Schicksal einen entschiedenen, großen Einfluß. Er wurde Officier und zeichnete sich bald durch sein Genie und seine Bravour so vortheilhaft aus, daß er schnell emporstieg, und in dem letzten Jahrzehend des verflossnen Jahrhunderts, als er noch jung war, schon den Oberbefehl über jene französische Armee erhielt, die in Italien stand. Hier erfocht er mehrere glänzende Siege, und bald war er nicht nur der Liebling der Truppen, sondern auch ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung von Seiten Frankreichs und der übrigen Welt. Man setzte von nun an in sein militärisches Genie das größte Vertrauen, und da er auch sonst ein sehr günstiges Vorurtheil für sich zu erregen wußte, so faßte man von ihm die größten Hoffnungen. Leider täuschte er diese in einem hohen Grade, sank zu einem gemeinen Eroberer herab, und empörte späterhin das Herz aller besserdenkenden Zeitgenossen so sehr, daß er am Ende eben so sehr gehaßt und verwünscht, als anfänglich geehrt und bewundert wurde.

Als er jene Mächte, die Frankreichs heillose Grundsätze und Bestrebungen bekämpften, besiegt hatte, machte er mit einem großen Corps auserle-

seiner Truppen einen Zug nach Ägypten, in Afrika, eroberte es größtentheils, und schien nun die Englischen Besitzungen in Ostindien bedrohen zu wollen. Allein das Glück war ihm in dieser Hinsicht nicht günstig. Ein Theil seiner Truppen wurde durch die vielen ausgestandenen Beschwerden und das ungewohnte Clima aufgerieben, und der übrige Theil davon befand sich in mancherley Verlegenheiten. Da verschwand Buonaparte auf Ein Mahl, und überließ die Überreste seiner Armee ihrem Schicksal. Sie wurden einige Zeit darauf von den Engländern besiegt, und was von ihnen übrig blieb, mußte Ägypten räumen, und nach Frankreich zurückkehren.

Napoleon Buonaparte war bereits früher in Frankreich eingetroffen, wo es ihm gelang, die damahlige Regierung zu stürzen, und sich zum ersten Consul zu erheben. Als solcher erfocht er neue Siege, erweiterte das französische Gebieth beträchtlich, und ließ sich endlich zum Kaiser von Frankreich ausrufen und krönen. Nun hatte er den höchsten Gipfel von Macht und Glanz erreicht, und wenn er von nun an seine ganze Kraft auf das innerliche Wohl Frankreichs gerichtet hätte, so würde er ungemein viel Gutes haben stiften, und sich einen unsterblichen Ruhm erwerben können. Aber statt sich mit der inneren Wohlfahrt

seines Reiches zu beschäftigen, richtete er seine Blicke immer nur nach außen hin; beleidigte durch seine stolzen Anmaßungen fremde Mächte, ließ sich in Kriege ein, die vermieden werden konnten, zerstückelte Östreich, Preußen, Deutschland und andere Länder, beraubte den Pabst und andere Fürsten ihrer Besitzungen, hielt jenen in einer Art von Gefangenschaft, riß Spanien an sich, und verheerte es durch einen gräuelvollen Krieg, als es ihm widerstand; begnügte sich nicht damit, durch die Vermählung mit einer Österreichischen Prinzessinn seinen Thron noch fester begründet zu haben, sondern ging in seinen Eroberungs-Planen noch weiter, und schien über die ganze Welt herrschen zu wollen. Und wie herrschte er über die Völker, die ihm gehorchten? Nicht mit Milde und Schonung, sondern mit empörender Härte. In fremden Staaten ließ er Männer, die ihm verdächtig waren, gefänglich einziehen, und morden. Ein Nürnberger Buchhändler, Palm, wurde auf seinen Befehl erschossen, weil er eine Schrift verkaufte, in welcher der traurige Zustand Deutschlands geschildert und auf die französischen Gewaltsamkeiten aufmerksam gemacht wurde. Den Herzog v. Enghien, einen durch Geist und Herz ausgezeichneten Prinzen aus der alten französischen königlichen Familie, ließ er durch Soldaten im

Badenschen aufheben, nach Paris schleppen, und in der Nacht erschießen. Ähnliche Gräuel erlaubte er und so manche seiner Creaturen sich an andern, und so fielen nicht wenige Unschuldige als blutige Opfer seiner grausamen Willkühr und Tyranney. Nichts durfte gedruckt werden, was ihm nicht gefiel; auch den leisesten Tadel seiner Handlungsweise ertrug er nicht; was ihn nicht loben wollte, mußte schweigen; aus bloßem Verdachte wurden Hunderte und Tausende in die Staatsgefängnisse geworfen und viele darin ganz vergessen. Wo seine Truppen standen, auch wenn es das Land eines Verbündeten war, wurden von ihnen große Excessen begangen, und alles ausgesogen.

Hart lastete besonders der eiserne Zepter des Kaisers Napoleon auf Deutschland, das unter seinem Protectorate immer geld- und menschenarmer und unglücklicher wurde. Die einst so milde regierten Deutschen mußten nun das harte, schmähliche französische Joch tragen, ihre Länder durch fremde Armeen verheert sehen, und ihre Söhne dem kriegslustigen Corsen hingeben, damit er sie in die entferntesten Gegenden zur Schlachtbank treibe. Alles seufzte nach Erlösung aus dieser schmachvollen Sclaverey, die immer unerträglicher wurde. Da erbarmte sich Gott der unglücklichen

deutschen Länder und so vieler gedrückten Nationen, und ließ den hartherzigen Eroberer, der Unzählige zu Grunde gerichtet hatte, selbst zu Grunde gehen.

Napoleons Haß gegen England brachte ihn dahin, daß er allen Englischen Waaren den Eingang auf das feste Land untersagte, und alle Europäischen Nationen zwang, allen Verkehr mit dem gedachten Lande abzubrechen. Wo seine Truppen Englische Fabrikate vorfanden, wurden diese verbrannt. Dadurch ging nun der Handel des festen Landes fast ganz zu Grunde, und dieses verarmte immer mehr und mehr. Da Rußland in dieser Rücksicht sich von dem französischen Kaiser keine Gesetze vorschreiben lassen, und die Englischen Schiffe nicht von seinen Häfen zurückweisen wollte, ergrimmte Napoleon darüber, und erklärte im Jahr 1812 gegen Rußland den Krieg, zu welchem er ungeheure Vorbereitungen machte, und den er mit einer Truppenmacht anfing, wie er sie noch gegen kein anderes Reich aufgestellt hatte.

Da ihm das Glück immer so günstig gewesen war, so zweifelte er nicht daran, daß es ihm auch in diesem Kampfe günstig seyn werde, und in dieser Überzeugung verkündigte er am Anfange des Kriegs in prophetischem Geiste den nahen Unter-

gang des Russischen Reichs. Auch schien diese Prophezeihung wirklich in Erfüllung gehen zu wollen, und dann wäre Napoleon in Europa Alleinherrscher gewesen, worauf alle seine Wünsche und Unternehmungen hingerichtet schienen. Die Russische Armee zog sich zurück, die französische dagegen rückte immer tiefer in das feindliche Land, und nahte sich am Ende der ehemaligen Hauptstadt von Rußland, Moskau, das mehrere hundert Meilen von Frankreich entfernt lag. Auch gelang es dem Kaiser Napoleon wirklich, ohne Schwertstreich in den Besitz dieser ungeheuer großen Stadt zu kommen, wo seine Truppen neu gekleidet, für ihre bisherigen Beschwerden reichlich belohnt und in bequeme Winter-Quartiere gelegt zu werden hofften. Das alles hatte ihnen der Kaiser versprochen. Allein die meisten Einwohner hatten Moskau verlassen, und nichts als eine öde Steinmasse kam in die Hände des Feindes, und bald ward auch diese von den Bewohnern in einen Aschenhaufen verwandelt. Diese alte, ehrwürdige Stadt ward von ihnen an mehrern Orten angezündet und brannte fast ganz ab. Dahin waren nun die Reichthümer, auf welche die französischen Soldaten gerechnet, dahin die bequemen Winterquartiere, auf die sie sich gefreut, dahin die frohen Hoffnungen, denen sie sich überlassen hatten,

und ihre Aussichten waren um so trüber, je näher der Herbst und Winter heranrückten.

Die Russische Armee, unter dem Befehle des Fürsten Kutusow, hatte unterdessen einen Seitenmarsch nach Kaluga zu gemacht, bedrohte dadurch die Flanken und den Rücken des französischen Heeres, und deckte die südlichen, fruchtbaren Provinzen des Reichs. Sie war zahlreich und voll guten Muthes, und während ihr von allen Seiten Verstärkungen zuströmten, ermüdete und schwächte sie den Feind in täglichen Gefechten. Die Lage des letztern wurde mit jedem Tage bedenklicher und gefahrvoller. Nichts desto weniger ließ Napoleon, wie er dieß von jeher gewohnt war, in seinen Kriegsberichten oder Bülletins uns lauter Gutes von dem Zustande seiner Armee erzählen. Rußland, wurde versichert, läge bereits in den letzten Zügen, die Russische Armee sey so gut als vernichtet, sie bestehe nur noch aus neugeworbenen, zum Dienst gezwungenen Milizen, und Schrecken und Verwirrung habe sich aller Gemüther bemächtigt.

Napoleon sah sich an das verbrannte Moskau wie fest gebannt, nach keiner Seite hin konnte er sich bewegen, ohne seine Armee den größten Gefahren auszusetzen. Die kalte Jahreszeit rückte heran, und er befand sich, da

um Moskau herum alles verheert war, in einer schrecklichen Verlegenheit. Er erließ unter diesen Umständen freundliche Einladungen an die ausgewanderten Bewohner gedachter Stadt und der umliegenden Gegend, zurückzukehren in ihre Häuser und sich des Schutzes des großen Kaisers zu erfreuen. Aber alle diese Einladungen blieben ohne Wirkung. Zu gleicher Zeit machte er Versuche, den Frieden einzuleiten; aber auch diese Versuche mißlangen. Er erboth sich, Moskau zu verlassen, wenn man mit ihm einen Waffenstillstand abschlösse, und dann in einer rückwärts gelegenen Stadt den Frieden zu unterhandeln. Jedoch auch dieser Vorschlag wurde abgelehnt, und dabey bemerkt, daß man sich wundere, von Frieden und Waffenstillstand zu hören, da jetzt vielmehr der Krieg für die Russen erst anginge. Die Lage der französischen Armee war seltsam genug. Sie befand sich, um das brennende Moskau herum gelagert, in einer menschenleeren Wüste; täglich strömten die Soldaten zu Tausenden aus dem Lager nach der Stadt, um zu plündern, und viele tausend andere zerstreuten sich in der Gegend umher, und suchten nach Brot und Fourage. In den Wäldern und Morästen lagen Scharen bewaffneter Bauern im Hinterhalte, und erschlugen jeden Tag viele hunderte von jenen Herumzüglern,

und wer den Bauern entging, fiel in die Hände der Parteygänger und Kosaken.

Die Lage Napoleons ward immer mißlicher und mißlicher, der Mangel täglich dringender, das Murren der Soldaten täglich lauter, und der Friede täglich unwahrscheinlicher. Nach einem Aufenthalte von fünf Wochen beschloß Napoleon endlich, Moskau zu räumen. Vor dem Aufbruche sagte er seinen Soldaten: „Ich werde euch in die Winter-Quartiere führen; finde ich die Russen auf meinem Wege, so werde ich sie schlagen, finde ich sie nicht, desto besser für sie.“ — Aber der Erfolg zeigte, daß er die Russen fand, und nicht schlug, und daß es besser für die Russen war, daß sie ihm begegneten. Am Tage des Aufbruchs wurde sein Schwager, der König von Neapel, bey Tarutina überfallen, und gänzlich in die Flucht geschlagen, 26 Kanonen, 2000 Gefangene und eine Menge Bagage fielen dem Sieger in die Hände, der König selbst entging mit genauer Noth der Gefangenschaft.

Die französische Armee trat ihren Rückzug am 14ten Oktober 1812 (nach der Russischen Zeitrechnung) über Borowsc und Vereja nach Mosaisk an; 20 Kosaken-Regimenter unter General Platow, und 2 Armee-Corps als Avantgarde unter General Miloradowitsch

folgten ihr auf dem Fuße; die große Russische Armee selbst zog links seitwärts der großen Straße, wo Lebensmittel und Fourage in Fülle waren.

Die nächsten französischen Magazine waren in Smolensk. Bis dahin hatte Napoleon mit seinem Heere einen Weg von 50 deutschen Meilen ohne Brot und Fourage, unter rastloser Verfolgung von Seiten des Feindes zu machen. Eine schwierige Aufgabe. Der französische Kaiser hatte dießmahl nichts berechnet, nichts vorher gesehen, und jede Vorsorge, die der Feldherr seinen Soldaten schuldig ist, unterlassen, und so seine Armee ihrem Untergang entgegen geführt.

Nicht lange, so stellte sich der Hunger bey der französischen Armee ein, die Regimenter lösten sich in Marodeurs auf, die einige Werste (Russische Meilen) rechts und links der großen Straße alles plünderten und verheerten; die Pferde starben zu Tausenden, und täglich wurden eine Menge Bagage und Munitionswagen, die ohne Bespannung blieben, verbrannt. Alle Gemeinden im Moskau'schen und Kalugaischen Gouvernement waren unter den Waffen, um die an ihnen verübten Gräuel zu vergelten, und erschlugen täglich viele tausende jener Marodeurs; hiedurch und von den verfolgenden Kosaken noch mehr gedrängt, geschah es, daß die Franzosen fast gänzlich auf

die große Straße beschränkt wurden; die ganze Armee lebte nun beynahe von nichts als Pferdefleisch; schon starben hunderte vor Hunger und Ermüdung, schon nahm man der Cavallerie ihre Pferde, um nur die Artillerie fortzubringen, schon blieben Kanonen zurück, und andere wurden vergraben; mit Einem Worte, das Elend war bereits groß, und wurde mit jedem Tage größer und fürchterlicher.

Am 22sten Oktober (nach Russischer Zeitrechnung) war bey Wäzma ein äußerst hitziges Gefecht. Das erste französische Corps unter Marschall Davoust und ein Theil des 4ten Corps wurden mit einem Verluste von 25 Kanonen und von mehrern Tausenden an Todten, Verwundeten und Gefangenen durch Wäzma getrieben und bis in die Nacht verfolgt, die Stadt selbst ging, gleich den übrigen Städten und Dörfern, durch welche die Franzosen zogen, in Rauch auf. Um diese Zeit trat die erste heftige Kälte ein, und brachte neues Elend über die französische Armee; ohne andere Nahrung als gefrornes Pferdefleisch, ohne stärkende Getränke, ohne gehörige Bekleidung auf Schnee und Eis zu bivouaquiren, war mehr, als menschliche Kräfte ertragen konnten; jede Nacht erfroren viele hunderte, und am Tage starben eben so viele an gänzlicher Entkräftung; eine Reihe von

Leichen bezeichnete den Weg, den die Armee ging. Die Soldaten warfen jetzt haufenweise die Gewehre weg; Ordnung und Mannszucht hatten aufgehört; der Soldat bekümmerte sich weder um den Officier, noch der Officier um den Soldaten; jeder war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er auf andere keine Rücksicht mehr nahm, und weder gehorchen noch befehlen wollte. Der Mangel an Vorsorge bey Antretung des Rückzuges war so groß gewesen, daß nicht einmahl die Pferde, auf den Fall eines Frostes, in Moskau scharf beschlagen worden waren; auf der glatten Landstraße konnten die schon entkräfteten Pferde bald gar nicht mehr ziehen. Zwölf, vierzehn schleppten an einer Kanone, und dennoch war der kleinste Hügel beynahe immer ein unübersteigliches Hinderniß. Die Cavallerie hatte schon keine Pferde mehr zu geben; sie war bis auf einige Regimenter Garde durchaus zu Fuß; die Kanonen waren demnach bald ganz und gar nicht mehr fortzubringen. Als die Armee bey Smolensk anlangte, waren bereits gegen 400 Kanonen verloren gegangen. Als sie von Moskau ausmarschirt war, betrug sie noch über 100,000 Mann; bey Smolensk aber zählte sie kaum noch 60,000 Mann, und von diesen war kaum die Hälfte unter den Waffen.

In Smolensk verweilte die Französische Armee zwey Tage in der fürchterlichsten Verwirrung unter Plünderung und Brand; die daselbst vorgefundenen Magazine waren von keiner großen Hülfe, denn der, jedem für einige Tage zugemessene Vorrath ward von den Heißhungrigen auf Ein Mahl verzehrt, und obendrein bestanden die Portionen nicht einmahl in Brot, sondern nur in Mehl; viele tausende gingen gar leer aus, denn ein jeder mußte sich im Gedränge seine Gebühr halb und halb erkämpfen.

Napoleon ließ in Smolensk einen Theil seiner Equipage verbrennen, damit sie nicht den Kosaken in die Hände falle; auch sollten alle noch übrigen Häuser in die Luft gesprengt werden; allein die schnelle Ankunft des Kosaken-Generals Platow, der ungesäumt die Stadt angriff, vereitelte diese Absicht.

Die große Russische Armee war indeß Smolensk vorbey gerade auf Krasnow marschirt, um dort dem Feinde zuvorzukommen. Sie langte mit dem französischen Heere an einem und demselben Tage in der Gegend um Krasnow an, und den Tag darauf kam es zur Schlacht. Die Franzosen erlitten eine gänzliche Niederlage; 25 Kanonen und mehrere tausend Gefangene fielen den Siegern in die Hände, viele Fahnen und Adler

wurden erbeutet, so auch der Marschallstab des Generals Davoust. Einen Tag später kam das 3te französische Corps unter Marschall Ney bey Krasnow an. Dieser General glaubte, daß die, welche ihm den Weg verstellten, nur Streifparteyen wären, und nahm es sehr übel, als man ihn aufforderte, sich zu ergeben. Er werde sich schon Platz machen, sagte er zu dem an ihn geschickten Parlamentär, und griff auch sogleich dreist an. Die Sache war schnell entschieden; in weniger als einer Stunde war das ganze Corps zerstreut; einige tausend Todte und Verwundete lagen auf dem Platze, gegen 11,000 ergaben sich nach und nach in mehrern Abtheilungen, und der Marschall Ney selbst flüchtete sich mit einem kleinen Überreste von Truppen über den Dnieper. An diesem Tage wurde eine unermeßliche Beute gemacht; der Raub von Moskau, der nicht freywillig verbrannt worden, war größtentheils schon wieder in den Händen der Russen.

Hier endigt sich gleichsam die erste Periode des Rückzugs der Franzosen. Die Vortheile der Russen in dieser Zeit waren mehr als 40,000 Gefangene, worunter 27 Generale, gegen 500 Kanonen, 31 Fahnen und Beute ohne Maß. Die sogenannte große französische Armee war zusammengeschmolzen bis auf einige 30,000 Mann, worun-

ter kaum 10,000 Wehrhafte; 25 Kanonen war der Rest der ganzen Artillerie, von Cavallerie war schon längst nicht mehr die Rede; die Russische Armee dagegen zählte noch 70,000 Mann, worunter über 16,000 Mann Cavallerie, und führte über 100 Stück Geschütz mit sich.

Die zweyte Periode des Rückzugs fängt bey Krasnow an, und geht bis zu dem Flusse Berezina, ein Raum von ungefähr 26 Meilen. Im Anfange dieser Periode schienen etwas günstigere Verhältnisse für die Franzosen eintreten zu wollen; denn einmahl erwartete sie jenseits des Dniepers die Vereinigung mit mehreren Corps, die über 30,000 Mann stark waren, und eine sehr zahlreiche Artillerie mit sich führten; zweytens kam das französische Heer zu seinen Magazinen und in ein Land, das es mit sich verbündet betrachten konnte; drittens war das Wetter etwas milder geworden. Aber alle diese Vortheile verschwanden bey dem Umstande, daß die Russischen Generale Tschitschagow und Wittgenstein von andern Seiten heranrückten, um die Franzosen an der Berezina zu empfangen. Napoleon sah vollkommen das Mißliche seiner Lage ein, und eilte in Geschwindmärschen dem erwähnten Flusse zu. Er erreichte ihn, schlug eine Brücke darüber und passirte sie, ohne Zeit zu verlieren. Dieser Übergang

über die Berezina wird, seiner Schreckniſſe wegen, lange in dem Gedächtniſſe der Soldaten leben. Er dauerte zwey Tage lang. Gleich vom Anfange drängten ſich die Truppen in Unordnung hinüber; denn mit Ordnung geſchah ſchon längſt nichts mehr bey der franzöſiſchen Armee, und ſchon damahls fanden viele im Waſſer ihr Grab; doch als die Ruſſiſchen Heere zwey franzöſiſche Corps zurückwarfen, und alles in wilder Flucht der Brücke zuſtürzte, da erreichten Verwirrung und Schrecken bald den höchſten Gipfel. Artillerie und Bagage, und Cavallerie und Infanterie, alles wollte zuerſt hinüber, der Stärkere warf den Schwächern, der ſeine Flucht aufhielt, ins Waſſer, oder ſchlug ihn zu Boden, gleichviel ob Officier oder nicht; viele hunderte wurden von den Kanonen gerädert, viele ſuchten den kurzen Raum zu durchſchwimmen und erſtarrten, viele ſuchten über die hin und her befindliche Eisdecke zu gehen und verſanken; überall Geſchrey nach Hülfe und nirgends Rettung. Als endlich die Ruſſiſchen Batterien die Brücke und beyde Ufer zu beſchießen anfingen, hatte der Übergang ein Ende; eine ganze Diviſion von 7500 Mann vom Victorſchen Corps nebſt 5 Generalen hatte ſich ſchon früher ergeben, an der Brücke ſelbſt ſtreckten mehrere tauſend das Gewehr, andere Tauſende waren ertrunken, oder zwiſchen

den Eisschollen in der Geberde des Schmerzes oder der Verzweiflung erstarrt, eben so viele erschlagen, und eine Menge Kanonen und Bagage blieb verlassen auf dem linken Ufer zurück. Das war das Ende der zweyten Periode des Rückzugs; über 20,000 Gefangene, viele Kanonen und eine unermeßliche Beute fielen den Russen in die Hände.

Die dritte Periode dieses jammervollen Rückzugs geht von der Berezina bis zum Fluß Niemen und von da weiter ins Preußische. Sie war für die Franzosen die schrecklichste. Ungefähr 40,000 Mann waren über die Berezina gekommen; aber in welchem traurigen Zustande waren diese Truppen! Ein neuer heftiger Frost gab ihnen völlig den Rest. Alles beynahe warf jetzt die Waffen weg, die Meisten hatten weder Schuhe noch Stiefeln, sondern Decken, Tornister oder alte Hüte um die Füße gebunden. Jeder hatte das Erste Beste, was er gefunden, sich um Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle mehr zu haben gegen die Kälte; alte Säcke, zerrissene Strohmatten, frisch abgezogene Häute u. d. m. Glücklich, wer irgendwo ein Stückchen Pelz erobert hatte. Mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern zogen Officiere und Soldaten neben einander her, die Garden unterschieden sich in nichts mehr von den übrigen, sie waren wie diese zerlumpt, verhun-

gert und ohne Waffen; alle Gegenwehr hatte aufgehört; der bloße Ruf: Kosak! brachte ganze Colonnen in kurzen Trab, und mehrere hundert wurden oft von wenigen Kosaken zu Gefangenen gemacht. Der Weg, den die Armee zog, füllte sich mit Leichen, und jeder Bivouak glich am andern Morgen einem Schlachtfelde; so wie einer vor Ermattung hinstürzte, fielen die nächsten über ihn her, und zogen ihn, noch ehe er todt war, nackt aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen; alle Häuser und Scheunen wurden verbrannt, und auf jeder Brandstätte lagen ganze Haufen von Todten, die, um sich zu wärmen, genaht waren, und aus Kraftlosigkeit dem Feuer nicht mehr hatten entfliehen können. Die ganze Landstraße wimmelte von Gefangenen, die niemand mehr beobachtete, und hier sah man Scenen des Gräuels, wie sie noch nie erlebt worden sind; von Rauch und Schmutz ganz schwarz, schlichen unzählige wie Gespenster auf den Brandstätten unter ihren todten Cameraden herum, bis sie hinfielen und starben. Mit bloßen Füßen, in denen schon der Brand war, hinkten manche noch auf dem Wege bewußtlos fort; andere hatten die Sprache verloren, und viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art von wahnsinniger Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten, oder

sich selbst Arme und Hände benagten. Manche waren schon so schwach, daß sie nicht einmahl mehr Holz herantragen konnten; diese saßen auf ihren todten Gefährten, dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, herum, und starben, so wie dieses erlosch. Im Zustande der Bewußtlosigkeit sah man sie freywillig ins Feuer hineinkriechen, und wimmernd sich verbrennen, in der Meinung, sich zu wärmen. Andere krochen ihnen nach, und fanden denselben Tod.

Von Wilna war eine Division frischer Truppen, ungefähr 10,000 Mann, meist Deutsche, der fliehenden französischen Armee zur Hülfe entgegengeschickt worden. Aber in vier Tagen war diese Division, ohne sich geschlagen zu haben, durch Märsche und Bivouak bis auf 3000 Mann geschmolzen, und dieser Rest ward vor Wilna theils zusammengehauen, theils gefangen. Drey Regimenter Neapolitanischer Garden, worunter zwey zu Pferde, wurden zwey Tage später als jene Division dem Kaiser Napoleon entgegengeschickt; schon halb erstarrt vor Kälte, marschirten sie zum Thore hinaus; nach einigen Stunden war schon der dritte Theil der ganzen Schar halb todt zurückgebracht, mit erfrornen Händen, Füßen und Nasen.

Napoleon ging in geringer Begleitung durch Wilna. Die Armee marschirte in der fürchterlichsten Unordnung durch die Stadt, alle Straßen mit Leichen und Sterbenden füllend, und von den Einwohnern bejammert und verspottet zugleich, und als eines Morgens der Schreckensruf: Kosak! erscholl, und die Soldaten aus den Häusern liefen und nach dem Thore flüchteten, fielen die Juden, alt und jung, mit der ihnen eigenen schreyenden Lebhaftigkeit über sie her, und erschlugen deren eine große Zahl. Dieser Kampf kostete besonders vielen Garden das Leben; denn unter allen Truppen hatten diese ganz vorzüglich die Juden gequält und ihre Rache gereißt.

Von Wilna zogen die Franzosen nach Kowno, kaum 25,000 Mann kamen über den Niemen, der größte Theil der noch übrigen Artillerie war schon vor Wilna stehen geblieben, der Rest ging bis Kowno verloren.

Auf dem ganzen unglücksvollen Rückzuge der Franzosen von Moskau bis zur Russischen Grenze verloren sie weit über 100,000 Gefangene, worunter 50 Generale, und gegen 900 Kanonen. So endigte die stolze Unternehmung Napoleons gegen Rußland. Durch sie grub er sich sein eignes Grab, und es bestätigte sich auch an ihm die Wahrheit des Sprichworts: Hochmuth kommt

vor dem Fall. Im Jahre 1813 vereinigte sich gegen ihn ganz Europa. Er wurde bey Leipzig gänzlich geschlagen. Am 31sten November 1814 fiel Paris in die Hände der Verbündeten, und am 11ten April entsagte Napoleon den Thronen von Frankreich und Italien; das gedrückte Deutschland und ganz Europa wurden nun durch seinen Sturz wieder frey.

VIII.

Thomas Morus.

Thomas Morus wurde in London von gemeinen Ältern geboren, und hatte sich aus Liebe zu seiner Familie, ganz gegen seine Neigung, der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet. Da er als Sachwalter vollkommen uneigennützig war, und die Partheyen immer auf einem gütlichen Wege zu vereinigen suchte, so erwarb er sich bald einen großen Ruhm, und es war niemand, der von Klägern und Beklagten so oft zu Rathe gezogen wurde, als er. Als Richter in peinlichen Sachen bewies er nicht bloß die strengste Gerechtigkeit, sondern endigte auch alle Prozesse in größter Geschwindigkeit, und wollte die durch das Gesetz erlaubten Sporteln nicht annehmen. Dieß erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe.

König Heinrich VIII. wünschte, ein so seltnes Verdienst zu belohnen, und übertrug dem

Manne mehrere Gesandtschaften. Die Treue und Geschicklichkeit, welche er in diesen Geschäften zeigte, erregten bey dem Könige das Verlangen, ihn an seinem Hofe zu sehen; aber Morus weigerte sich, seine stille Wirksamkeit und sein häusliches Glück mit dem glänzenden Elende des Hoflebens zu vertauschen. Nur die Betrachtung, daß er auf einem höhern Posten mehr wirken könnte, vermochte ihn endlich zur Annahme einer Hofstelle. Der König ernannte ihn zu seinem Rathe, machte ihn zum Ritter, dann zum Unterschatzmeister, endlich zum Großkanzler von England. Alle diese Ehrenstellen erlangte er, ohne sie zu suchen.

Mit seiner Rechtschaffenheit vereinigte er zugleich eine solche Feinheit und Gefälligkeit des Betragens, daß er in England für den artigsten, gesittetsten und feinsten Mann seiner Zeit galt. Selbst Beleidigungen ahndete er nicht mit Ungestüm, und wußte seinen Verweisen so eine Wendung zu geben, daß, so tief sie auch bey gesitteten und nachdenkenden Menschen gehen mochten, sie doch weit geringer zu verwunden schienen. Einst hatte ein vornehmer Engländer einen Prozeß, der bey dem Großkanzler anhängig war. Dem Manne war an des Großkanzlers Gunst viel gelegen, und um sich ihn geneigt zu machen, schickte er ihm zwey sehr schöne silberne Flaschen. Ein anderer,

der die Beleidigung seiner Würde durch diese Art von Bestechung so gut, als Thomas Morus, gefühlt hätte, würde vielleicht seinen Zorn in einem Donnerwetter haben ausbrechen lassen. Dieser aber nahm die Flaschen mit der größten Höflichkeit auf, ließ sie mit dem besten Weine aus seinem Keller anfüllen, und schickte sie jenem Manne mit dem höflichen Komplimente zurück: „Es habe ihm ein großes Vergnügen gemacht, daß er ihm Gelegenheit gegeben, ihm seine Achtung zu beweisen; jede Art von Weinen, die er nur in seinem Keller habe, sey zu seinen Diensten."

Als Morus Großkanzler wurde, entstand eine allgemeine Freude im Königreiche, daß der würdigste Mann zur höchsten Würde erhoben war. Aber diese Freude währte nur kurze Zeit; denn Morus behauptete seinen Posten mit solchem Edelmuthe, und mit so wenig Verläugnung seiner höhern Würde, als Mensch, daß er sein Amt freywillig niederlegte, als die Ungerechtigkeiten, denen er beystimmen sollte, ihm nicht erlaubten, Großkanzler zu bleiben. Die Veranlassung dazu war folgende:

Morus hatte dem Könige gedient, so lange dieser Fürst seine Regentenpflichten zu erfüllen suchte, und keine widerrechtlichen Schritte zur Verletzung der Freyheiten und der Wohlfahrt sei-

Volkes that. Allein der sonst so einsichtsvolle und gutdenkende Heinrich artete bald — wie das nur zu oft geschehen ist — in einen wollüstigen, grausamen, tyrannischen Fürsten aus. Er verstrickte sich in Buhlschaften, und verstieß seine vortreffliche Gemahlinn, um die berüchtigte Anna Boleyn (oder Bulen) zu heirathen. Da der Pabst diese Ehescheidung nicht erlauben wollte, so hob der König die kirchliche Gewalt des Pabstes in seinem Königreiche auf, und machte sich selbst zum Oberhaupte oder zum Pabste der englischen Kirche. Er verfolgte alle, die seine Ehescheidung und Trennung vom Pabste mißbilligten, und ließ ohne Unterschied Protestanten und eifrige Anhänger der römischen Kirche hinrichten.

Der Großkanzler widersetzte sich diesen gewaltsamen Schritten mit seinem ganzen Ansehen; da er aber bey Heinrich nichts ausrichtete, und doch auch der Ungerechtigkeit nicht die Hände bieten wollte: so legte er die Kanzlerwürde nieder, mit feyerlicher Protestation gegen alles, was der König unternommen hatte. Noch mehr! Um seine grausamen Handlungen zu rechtfertigen, verlangte der König, daß das Parlament eine Akte unterzeichnen solle, in welcher die Trennung von seiner Gemahlinn und dem Pabste als rechtmäßig anerkannt würde. Morus trat auf, und „ich wer-

de nie eine Person schuldig finden," sprach er, „von deren Unschuld ich überzeugt bin, eben so wenig werde ich einwilligen, daß die Tyranney des Königs durch einen Parlamentsbeschluß geheiligt werde." Er unterzeichnete nicht. Über diese Weigerung äußerst entrüstet, befahl Heinrich sogleich, den Thomas Morus ins Gefängniß zu setzen, und ihm den Prozeß zu machen. Seine zahlreichen Freunde bestürmten ihn mit Bitten, sich dem Willen des Königs zu fügen, da seine Weigerung doch zu nichts helfen würde; seine Gemahlinn und seine Kinder flehten ihn auf den Knieen um die Erhaltung seines Lebens, und um ihr eignes Glück. Aber Morus blieb unerschütterlich standhaft. Er verwies seiner Gattinn die Thorheit, ihm etwas rathen zu wollen, was wider sein Gewissen sey. „Das Unrecht billigen," sagte er, „ist eben so viel, als das Unrecht thun." —

Noch war ihm der rührendste Auftritt vorbehalten. Seine liebenswürdige Tochter, die Frau von Röper, trat in das Gefängniß. Stumm und schluchzend fiel sie ihrem Vater in die Arme, und benetzte mit ihren Thränen sein ehrwürdiges Haupt. Das Übermaß des Schmerzes versetzte beyde in einen äußerst beklommenen Zustand, und sie konnten lange keine Worte für ihre Empfindungen fin-

den. Morus ermannte sich, und die ersten Worte, die er sprach, waren Worte des Trostes für seine geliebte Tochter. „Mein Schicksal ist unwiderruflich entschieden," sagte er, „und ich unterwerfe mich der göttlichen Fügung, ohne zu murren; diese schwere Probe meines Gehorsams will ich geduldig und muthig bestehen."

Endlich wurde ihm sein Urtheil angekündigt. Er hätte, so hieß es, verdient, den Tod eines Verräthers zu sterben (d. i. gehangen zu werden); aber aus Gnade gegen ihn habe der König diese Strafe in bloße Enthauptung verwandelt. Ohne die mindeste Furcht zu zeigen, antwortete Morus: „ich bitte Gott, daß er alle meine Freunde vor einer solchen Gnade bewahren möge."

Morus ging seinem Tode mit dem männlichen Muthe entgegen, welchen das Bewußtseyn der Unschuld einflößt. Da er in allen Lagen seines Lebens munter und scherzhaft gewesen war, so verläugnete er diese Eigenschaften seines Charakters auch in den letzten Augenblicken nicht. Als er auf das Blutgerüst stieg, sagte er zu dem, der ihm die Hand reichte: „ich bitte dich, mir im Hinaufsteigen gut zu helfen, wenn es aufs Herabsteigen kommen wird, will ich Niemanden beschwerlich seyn."

So starb Thomas Morus im Jahre 1535. Sein fröhlicher Muth in dem wichtigsten Augenblicke seines Lebens würde ein unverwerflicher Zeuge seines schuldlosen und großen Herzens seyn, wenn nicht sein ganzes Leben dafür spräche; er bestätigt den Ausspruch des berühmten Erasmus, seines vertrauten Freundes: Morus Seele war weißer denn Schnee.

Treffend ruft Herder aus:

Schau! das ist Morus! über Britannien
Sah nie die Sonne einen gerechtern Mann! —
Als Heinrich gegen Anna Bulen
Lüstern in schändlicher Liebe brannte,
War Er's, der frey die Hochzeit verdammte,
War Er's, der kühn der Drohung Gerechtigkeit
Entgegenstellte, unbezwinglich,
Muthiger, als des Tyrannen Grimm war.
Kein Kerker, seine flehende Gattinn nicht,
Erweicht' ihn, nicht sein zitternder Schwiegersohn,
Nicht, da dem Vater die geliebte
Bittende Tochter in Thränen da stand.
Mit Lächeln trieb er seine rathgebende
Gemahlinn (die ihm, was sich nicht ziemte, rieth;)

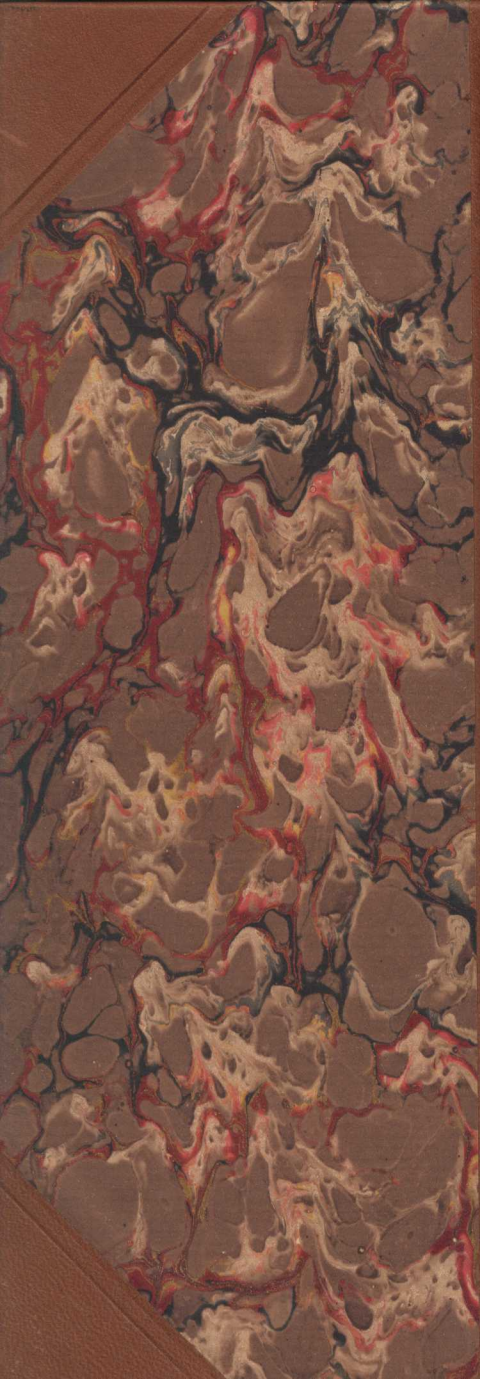
Mit heiterm und ruhigen Lächeln
Trieb er sie streng, eine Thörinn, von sich;
Und als er bald zu seinem Triumphplatz ging —
Ihm folgte weinend jeder Britannier;
Er thränenlos und fest wie Marmor
Nahte dem Platze mit heiterm Antlitz.
Und dennoch wußt' er, was ihm an Lohnes Statt
Sein königlicher Henker bereitete;
Er nahm das Beil, wie Sulla seine
Lorbeerumwundene Fasces aufnahm.
Hilf mir hinauf, so sprach er; das Blutgerüst
Hinuntersteigend will ich dich nicht bemühn!
Und lohnt' dem Henker; und mit Scherze
Both er den Hals dem erhob'nen Beil dar.

BIBLIOTHECA UNIVERSITATIS VINDOBONENSIS

Inhalt

des zweyten Bändchens.

Seite.

I. Das blinde Fräulein Thereſe von Paradies in Wien 1
II. Phocion 16
III. Miltiades 60
IV. Belagerung von Antwerpen durch dem Herzog von Parma in den Jahren 1584 und 1585 78
V. Gleim und Klopſtock 158
VI. William Crotch, das muſikaliſche Wunderkind 176
VII. Napoleons Rückzug aus Rußland im J. 1812. 183
III. Thomas Morus 205

UB WIEN
+AM342696106
UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK WIEN